

**SWETLANA ALEXIJEWITSCH, TSCHERNOBYL - EINE CHRONIK DER ZUKUNFT
MATERIALIEN**



Inhalt

Die Autorin	3
Website der Autorin	3
Nina Weller, Wer ist Swetlana Alexijewitsch?	4
Paul Virilio, Swetlana Alexijewitsch, Radioaktives Feuer. Warum die Erfahrung von Tschernobyl unser Weltbild in Frage stellt	7
Sonja Zekri, Tschernobyl - ein Zeichen, das wir nicht verstehen	8
Philine Bickhardt, Was bleibt vom «roten Menschen»? Ein Porträt über die belarussische Nobelpreisträgerin Svetlana Aleksievič	12
Das Werk	17
Tschernobyl. Eine Chronik der Zukunft	17
Historische Auskünfte	17
Alexijewitschs Stil: Polyphoner Roman	20
1. Die Polyphonie (Vielstimmigkeit)	20
2. Dokumentarismus trifft auf Ästhetik	20
3. Fokus auf die „kleine“ Geschichte	20
4. Die „unsichtbare“ Autorin	21
5. Das Überzeitliche und Philosophische	21
Menschliches und Politisches	21
Mogilnicki	23
Die wichtigsten Mogilniki in der Sperrzone von Tschernobyl	24
1. Der Rote Wald (<i>Red Forest</i>)	24
2. Die Mogilniki der evakuierten Dörfer	24
3. Fahrzeug- und Technik-Mogilniki	25
Warum diese Gräber heute gefährlicher werden	25
Die Rezeption	27
Andrea Vinzelberg, [REZENSION] Tschernobyl - Eine Chronik der Zukunft	27
Gisela Reller, Der Krieg aller Kriege	29
Nobelpreis für Literatur 2015	32
Persönliche Reaktion auf den Nobelpreis	33
Nobelvorlesung von Swetlana Alexijewitsch „Von einer verlorenen Schlacht“	34
1980–1985	37
1989	38
1990–1997	40
Jan C. Behrends, Chronistin des Leidens. Der Nobelpreis für Swetlana Alexijewitsch in zeithistorischer Perspektive	43

Die Autorin

Website der Autorin

<https://alexievich.info/en/>

Ich suche das Leben nach Beobachtungen, Nuancen, Details. Weil mein Interesse am Leben nicht das Ereignis als solches ist, nicht Krieg als solcher, nicht Tschernobyl als solche, nicht Selbstmord als solcher. Was mich interessiert, ist, was mit dem Menschen geschieht, was mit ihm in unserer Zeit passiert. Wie verhält sich der Mensch und reagiert. Wie viel von dem biologischen Menschen ist in ihm, wie viel von dem Mann seiner Zeit, wie viel Mann des Mannes.

Anstelle der Biographie

Ich habe nach einem Genre gesucht, das meiner Vision der Welt am besten entspricht, um zu vermitteln, wie mein Ohr hört und meine Augen das Leben sehen. Ich habe das und das ausprobiert und schließlich habe ich ein Genre gewählt, in dem menschliche Stimmen für sich selbst sprechen. Echte Menschen sprechen in meinen Büchern über die Hauptereignisse des Zeitalters wie den Krieg, die Katastrophe von Tschernobyl und den Untergang eines großen Reiches. Zusammen zeichnen sie verbal die Geschichte des Landes, ihre gemeinsame Geschichte auf, während jeder Mensch die Geschichte seines eigenen Lebens in Worte fasst. Heute, wenn Mensch und Welt so facettenreich und diversifiziert sind, wird das Dokument in der Kunst immer interessanter, während Kunst als solche sich oft als impotent erweist. Das Dokument bringt uns der Realität näher, während es die Originale einfängt und bewahrt. Nach 20 Jahren Arbeit mit dokumentarischem Material und fünf Büchern auf ihrer Grundlage erkläre ich, dass Kunst viele Dinge über Menschen nicht verstanden hat.

Aber ich schreibe nicht nur eine trockene Geschichte von Ereignissen und Fakten auf, ich schreibe eine Geschichte menschlicher Gefühle. Was die Menschen während des Ereignisses dachten, verstanden und sich erinnerten. Woran sie glaubten oder misstrauten, welche Illusionen, Hoffnungen und Ängste sie erlebten. Dies ist in einer solchen Vielzahl von realen Details unmöglich zu erkennen oder zu erfinden. Wir vergessen schnell, wie wir vor zehn oder zwanzig oder fünfzig Jahren waren. Manchmal schämen wir uns für unsere Vergangenheit und weigern uns, an das zu glauben, was uns tatsächlich passiert ist. Kunst mag lügen, aber Dokument tut es nie. Obwohl das Dokument auch ein Produkt des Willens und der Leidenschaft von jemandem ist. Ich komponiere meine Bücher aus Tausenden von Stimmen, Schicksalen, Fragmenten unseres Lebens und Seins. Ich habe drei bis vier Jahre gebraucht, um jedes meiner Bücher zu schreiben. Ich treffe und fotografiere meine Gespräche mit 500-700 Personen für jedes Buch. Meine Chronik umfasst mehrere Generationen. Es beginnt mit den Erinnerungen von Menschen, die die Revolution von 1917 durch die Kriege und stalinistischen Gulags miterlebt haben und die Gegenwart erreichen. Das ist eine Geschichte einer sowjetisch-russischen Seele.

Nina Weller, Wer ist Swetlana Alexijewitsch?

Bystro #44: Original 31. Mai 2023 von Nina Weller auf dekoder.org. Übersetzung 31. Mai 2023

<https://www.dekoder.org/de/article/swetlana-alexijewitsch-schriftstellerin-belarus/>

Als erste Vertreterin der belarussischen Literatur überhaupt erhielt die Schriftstellerin Swetlana Alexijewitsch 2015 den Literaturnobelpreis – „für ihr vielstimmiges Werk, das dem Leiden und Mut in unserer Zeit ein Denkmal setzt“, wie es in der Begründung der Jury hieß.

Wie wurde die 1948 im westukrainischen Stanislaw geborene Alexijewitsch, die sich bis heute auch immer wieder zu politische Entwicklungen äußert, zur Schriftstellerin? Wie hat sie ihre dokumentarische Prosa entwickelt? Welche Autoren haben sie geprägt? Auf diese und andere Fragen antwortet die Slawistin und Literaturwissenschaftlerin Nina Weller in einem Bystro.

1. Wie wurde Swetlana Alexijewitsch zur Schriftstellerin?

Alexijewitsch hat schon als Schulmädchen Gedichte und Erzählungen geschrieben, die in Zeitschriften gedruckt, beziehungsweise im Radio gesendet wurden. Nach dem Studium der Journalistik in Minsk arbeitete sie als Korrespondentin kleiner Regionalzeitungen in den Gebieten Gomel und Brest und (wie ihre Eltern) als Lehrerin. Anfang der 1970er Jahre kehrte sie nach Minsk zurück und war ab 1976 für die Redaktion der Literaturzeitschrift des belarussischen Schriftstellerverbandes *Njoman* tätig. Sie erprobte damals unterschiedliche Gattungen, schrieb Erzählungen, Essays, Reportagen und entwickelte sukzessive ihre zwischen dokumentarischem und literarischem Schreiben angesiedelte Form. In ihrem ersten, aus Zensurgründen nie veröffentlichten, von ihr selbst als zu journalistisch empfundenen Buch *Ja ujechal is derewni* (dt. Ich bin aus dem Dorf weggegangen) thematisierte sie das dörfliche Leben, das auch ihre Kindheit sehr geprägt hatte. Bereits dieses Buch basierte auf Zeitzeugengesprächen. Zur besonderen Form des vielstimmigen Schreibens inspirierte sie der Schriftsteller und Menschenrechtler Ales Adamowitsch, der ihr Kollege bei *Njoman* war und der neben russischen Klassikern wie Dostojewski ihr wichtigstes Vorbild werden sollte.

2. Was ist der literarische, inhaltliche Kern ihres Schaffens?

Alexijewitschs Schaffen kreist um das Alltagsleben des sowjetischen Menschen im Ausnahmezustand der historischen Katastrophen und im Zwielflicht des utopischen Versprechens. In ihren Büchern collagiert sie Berichte, Erinnerungsfetzen, Gedanken gewöhnlicher Menschen zu ihren persönlichen Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg, dem Afghanistankrieg, der Tschernobyl-Katastrophe und den gesellschaftlichen Umbrüchen in (post)sowjetischen Zeiten. Ihr Werk erzeugt eine „Geschichtsschreibung von unten“, jenseits der offiziellen sowjetischen Erzählungen von Heroismus und Patriotismus. Alle ihre Bücher basieren auf einer Vielzahl von Zeitzeugengesprächen, die Alexijewitsch unter Verzicht auf eine auktorial wertende Erzählerstimme zu einem chorischen Gesamtwerk komponiert, sodass die erzählende Zeugnisliteratur stets mehr als nur die Summe einzelner Stimmen ergibt. Es sind „kollektive Romane“, Roman-Oratorien, die von Schmerz und Leid erzählen und zugleich dem Vergessen entgegenwirken sollen. Sowohl in ihrer Methode der vielstimmigen dokumentarischen Prosa als auch in ihrem moralisch-humanistischen Anspruch an das Schreiben war Alexijewitsch von Anfang an nachhaltig von Ales Adamowitsch und Daniil Granin beeinflusst.

3. Welche Bücher gehören zu ihrem Hauptwerk?

Die aus fünf Büchern bestehende Folge *Golossa Utopii (Die Stimmen der Utopie)* gilt als ihr Hauptwerk. Darin hat sie eine Chronik des tragischen 20. Jahrhunderts vom Zweiten Weltkrieg bis zum Ende der Sowjetunion erschrieben und ihre Form der Dokumentarprosa weiterentwickelt. Die Herangehensweise des vielstimmigen Erzählens setzte sie erstmals im Buch *U woiny ne shenskoje lizo (Der Krieg hat kein weibliches Gesicht)* ein. Es basiert auf Gesprächen mit Kriegsteilnehmerinnen und zeigte den bis dato verdrängten Blick von Frauen auf die zermürbende Kriegsrealität. Es konnte, wie auch *Poslednije swideteli (Die letzten Zeugen)* mit Erinnerungen an Kriegskindheiten, erst 1985 in zensurierter Fassung erscheinen. In *Zinkowyje malschiki (Zinkjungen, 1989)* wird vom Krieg der Sowjetunion in Afghanistan und seinen Folgen erzählt, in *Tschernobylskaja molitwa. Chronika buduschtschewo (Tschernobyl – Eine Chronik der Zukunft, 1997)* von den Auswirkungen der Reaktorkatastrophe im Jahr 1986. Ein kollektives Gesamtbild des Lebens und Leidens im sowjetischen Kommunismus und der postsowjetischen Ära collagierte sie in ihrem Opus magnum *Wremja sekund chend (Secondhand-Zeit, 2013)*.

4. Wie ist ihr Verhältnis zu Belarus?

Alexijewitsch kam in der sowjetischen Westukraine zur Welt. Ihre Mutter ist Ukrainerin, ihr Vater Belarusse. Nach dessen Militärdienst übersiedelte die Familie nach Belarus, wo sie die belarussische Staatsbürgerschaft annahm. Auch wenn Alexijewitsch ausschließlich auf Russisch schreibt und oft ihre Nähe zur russischen Kultur und zu einem kosmopolitischen Kontext betont, positioniert sie sich klar als Belarussin und belarussische (nicht russische) Autorin. Ihre breite Anerkennung als Vertreterin der belarussischen Literatur in Belarus und in der internationalen Welt erfolgte, wenn auch nicht unumstritten, spätestens mit der Verleihung des Literaturnobelpreises 2015. Noch 2013 hatte sie die belarussische Sprache in einem Interview mit der FAZ als „bäuerlich und literarisch unausgereift“ bezeichnet. Später nahm sie von ihren Äußerungen vehement Abstand und betonte die Gleichberechtigung des Belarussischen und Russischen als Literatursprachen im Kosmos einer mehrsprachigen belarussischen Literaturgeschichte. Den Belarussen gilt sie – wie seinerzeit der Schriftsteller Wassil Bykau – als moralische Stimme.

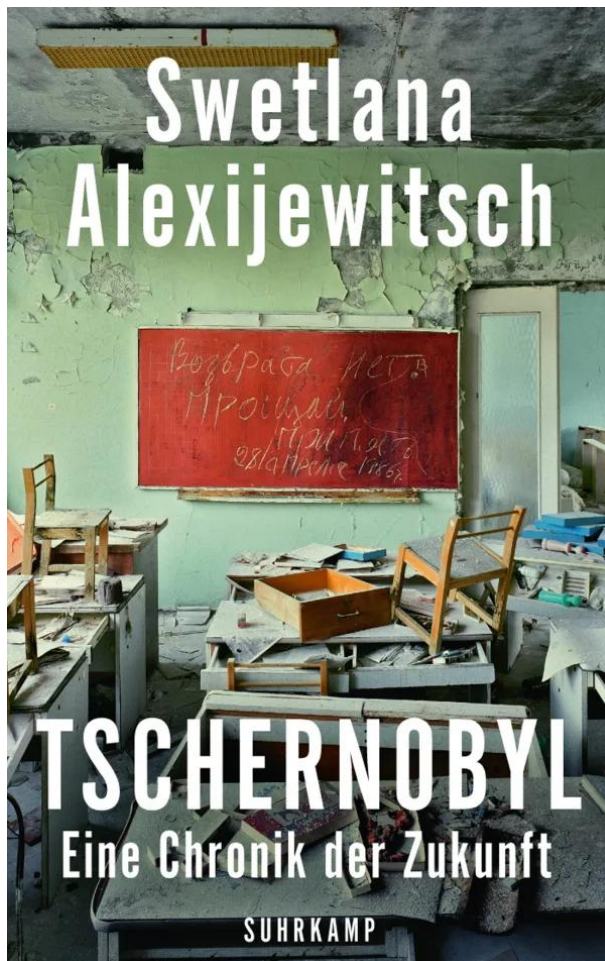
5. Sie hat sich 2020 den Protesten in Belarus angeschlossen und musste daraufhin das Land verlassen. Ist sie immer noch politisch aktiv?

In vielen Interviews zeigte sich Alexijewitsch 2020 überwältigt davon, wie viele Menschen in Belarus, über alle Generationen und sozialen und biografischen Hintergründe hinweg, für demokratische Werte, Menschenwürde und ein Ende der Diktatur auf die Straße gingen und trotz der massiven Gewalt seitens des Staates friedlich blieben. Sie gestand, einen derartigen Protestwillen dem belarussischen Volk nicht zugetraut zu haben. Umso entschiedener positionierte sie sich auf Seiten der Opposition und des Protests und äußerte öffentlich scharfe Kritik am Vorgehen Lukaschenkos. Im August 2020 wurde sie in die Führung des Koordinationsrates der Opposition berufen, der den Machtwechsel vorbereiten und begleiten sollte. Infolge dessen geriet sie selbst unter massiven Druck der staatlichen Behörden. Im September 2020 versuchten unbekannte Männer, sie in ihrer Privatwohnung einzuschüchtern, woraufhin sie zu einer Pressekonferenz direkt vor ihrer Wohnungstür einlud und Diplomaten aus mehreren Ländern sie zur Unterstützung in ihrer Wohnung besuchten. Ende September 2020 verließ sie Belarus und hat sich seither aus dem aktiven politischen Leben weitgehend zurückgezogen. Stattdessen arbeitet sie in Berlin an einem neuen Buch über die Ereignisse nach den gefälschten Präsidentschaftswahlen, über die Proteste, ihre Niederschlagung und die Folgen für die belarussische Gesellschaft.

6. Sie hat auch einen eigenen Verlag ins Leben gerufen. Was ist das für ein Projekt?

Den Pfljaŭmbaum-Verlag (belaruss. Пфляўмбаўм) gründete sie, nach langjähriger Vorarbeit, gemeinsam mit Alena Kaslowa, der jetzigen Verlagsleiterin. Das Verlagsprogramm umfasst ausschließlich Autorinnen, bisher in erster Linie belarussische, darunter auch jene, die bislang kaum oder gar nicht wahrgenommen wurden. „Wir schaffen eine eigene Frauenwelt mit ähnlichen Anschauungen. Die Männerwelt hat überhaupt keine Ahnung, dass diese Frauenwelt existiert“, sagte sie vor der deutschen Presse anlässlich der Verlagsvorstellung auf der Leipziger Buchmesse 2023. Zu den ersten Publikationen gehören etwa Gedichtbände der Dichterinnen Natallja Wischneŭskaja, Sinaida Bandaryna und Jaŭhenija Pfljaŭmbaum, der Namensgeberin des Verlages. Auch Werke von zeitgenössischen Schriftstellerinnen wie Tanja Skarynkina und Eva Viežnaviec, deren Roman *Was suchst Du, Wolf?* mit dem renommierten unabhängigen Jerzy Giedroyc-Preis in Belarus ausgezeichnet wurde, gehören zum Programm. Die Existenz solch eines Verlages gleicht in Zeiten der massiven Repressionen gegen unabhängige Verlage durch die Machthaber in Belarus einem kleinen Wunder. Inzwischen befindet sich der Verlag in Vilnius.

Das französische Wort Bistro stammt angeblich vom russischen Wort bystro (dt. schnell). Während der napoleonischen Kriege sollen die hungrigen Kosaken in Paris den Kellnern zugerufen haben: „Bystro, bystro!“ (dt. „Schnell, schnell!“) Eine etymologische Herleitung, die leider nicht belegt ist. Aber eine schöne Geschichte.



Paul Virilio, Swetlana Alexijewitsch, Radioaktives Feuer. Warum die Erfahrung von Tschernobyl unser Weltbild in Frage stellt
Lettre International 60, Frühjahr 2003

Übersetzung: Aus dem Französischen von Bernd Wilczek und Ulrike Lowis

https://www.lettre.de/beitrag/virilio-paul_radioaktives-feuer

Textauszug

Paul Virilio: Aristoteles sagte, daß die Substanz absolut und notwendig, das Akzidens lediglich relativ und unwesentlich sei, weil es sich zufällig ereignet. Der Unfall, der sich in Tschernobyl ereignet hat, ist aber ein Unfall der Substanz, das heißt des Nuklearsystems. Darüber hinaus ist er meiner Meinung nach ein Unfall der Wissenschaft, ein GAU des Wissens. Und der GAU des Wissens bringt ganz andere Probleme mit sich als die Unfälle von Substanzen wie zum Beispiel die Entgleisung eines Zuges, ein Flugzeugabsturz oder die Kernschmelze in einem Atomreaktor. Es geht nämlich um einen Unfall, der die Philosophie mit einer ihrer ganz großen Fragen konfrontiert: Kann es einen Unfall des Bewußtseins geben? Sie sagen, die Opfer sind sich des Ereignisses, das nicht nur ihr eigenes Vorstellungsvermögen, sondern jede Philosophie weit überschreitet, nicht bewußt.

Ich glaube, daß es sich hierbei um eine Erfahrung handelt, die man zuvor ein einziges Mal gemacht hat: in Auschwitz. Mit Auschwitz haben wir erfahren müssen, was der Unfall des Bewußtseins ist. Und mittels der Nukleartechnik haben wir es hier mit demselben Phänomen zu tun. Mit Hiroshima und Tschernobyl verunglückte das Bewußtsein, und nicht nur die Wissenschaft. Rabelais sagte einst, eine Wissenschaft ohne Bewußtsein ist nichts als ein Ruin der Seele. Ich glaube, Tschernobyl veranschaulicht dies. Zudem ist es eine Lektion für unsere Epoche. Denn unsere Epoche bewegt sich sowohl in einigen Forschungsbereichen als auch bei einigen Maßnahmekatalogen am Rande des Abgrunds. Heute, am Ende des Jahres 2002.

Swetlana Alexijewitsch: Mit Tschernobyl kamen den Leuten starke Zweifel in Bezug auf das Wesen des Menschen und die menschliche Kultur. Denn man hatte den Eindruck, daß sich unsere Seele ausschließlich durch die Kenntnis des Bösen bereicherte. Das Böse war unsere Wissensform. Es nahm solche Ausmaße an, daß wir gezwungen waren, über unsere eigenen Grenzen hinauszugehen, und dennoch waren wir nicht dazu in der Lage, es in seiner Gesamtheit zu erfassen. Hierbei handelte es sich um eine Form der Selbsterstörung des Denkens, der Kultur. Es ging nicht einfach nur um den physischen Tod des Menschen. Am meisten erstaunte mich die Tatsache, daß es sich um die Selbsterstörung des Denkens handelte. Während dieser Tage interessierte ich mich sehr für die irrationale Seite des Menschen.

Das Bewußtsein war auf dem Rückzug, die Kultur war auf dem Rückzug. Und das Unterbewußtsein begann zu arbeiten. Die Leute fürchteten sich vor Monstern, sie erzählten Geschichten über Kinder mit fünf Köpfen, über kopf- und flügellose Vögel. Auch hier versuchte der Mensch also, seine eigenen Grenzen zu überschreiten. Die interessanteste Beobachtung, die ich seinerzeit machte, war die folgende: Sie wissen bestimmt, daß Weißrußland am meisten unter der Katastrophe von Tschernobyl zu leiden hatte. Bis heute ist Weißrußland ein fast archaisches Agrarland, wo die Bauern noch eins sind mit der Natur und einfache Gerätschaften benutzen: Pflug, Axt, Spaten. Und diese eng mit der Natur verbundenen Menschen haben Tschernobyl am besten überstanden.

Als ich die Dörfer in der kontaminierten Zone besuchte und mit alten Männern und Frauen sprach, stellte sich heraus, daß ihr Weltbild intakt geblieben war und der Katastrophe widerstanden hatte. Wenn ich mich dagegen mit unseren großen Physikern, Generälen, Politikern oder Funktionären unterhielt, zeigten sie sich entweder vollkommen machtlos oder sie klammerten sich an ihr

überkommenes Wissen und die überkommenen Handlungsmuster. Der Leiter eines wichtigen Krisenstabs forderte: Ich will diesen verdammten Reaktor sehen. Man erklärte ihm, daß es unmöglich sei, sich dem Reaktor zu nähern, weil die radioaktive Strahlung zu hoch sei, doch er wollte es nicht glauben, denn die Gefahr war weder sichtbar noch fühlbar.

Für mich wird es immer ein Rätsel bleiben, warum die Welt der einfachen Leute intakt blieb, nicht in sich zusammenfiel. Vielleicht könnten Sie mir sagen, was Sie darüber denken? War es ihre Demut, die ihnen half, oder ihre Resignation angesichts der Vorstellung, zusammen mit der Natur zu verschwinden, mit der sie sich immer eins gefühlt hatten? Ich denke auch an die Tiere, welche die Katastrophe lange vor den Menschen gespürt hatten. Die ganze Zeit über stellte ich mir die Frage: Von wem müssen wir lernen? Die Wissenschaft hilft uns jedenfalls nicht weiter, und die Kultur ist machtlos. Müssen wir vielleicht von den Tieren lernen? Von den einfachen Leuten, die naturnah leben? Das sind für mich die großen Fragen.

(...)

Das Gespräch wurde von Andrei Ujica für seinen Film "Unknown Quantity" am 28.09.2002 im Studio der HfG Karlsruhe aufgezeichnet und erstmals im Rahmen der von Paul Virilio konzipierten Ausstellung "Ce qui arrive" in der Pariser Fondation Cartier gezeigt.

Sonja Zekri, Tschernobyl - ein Zeichen, das wir nicht verstehen

© SZ vom 22.04.2006, Interview: Sonja Zekri - 17. Mai 2010

<https://www.sueddeutsche.de/politik/interview-tschernobyl-ein-zeichen-das-wir-nicht-verstehen-1.743389>

Der neue Anblick des Bösen: Ein Gespräch mit der weißrussischen Schriftstellerin Swetlana Alexijewitsch über die Lehren aus der Reaktorkatastrophe.

Swetlana Alexijewitsch ist besessen von Tschernobyl. Jahrelang ist sie in die "Zone" gefahren, in das verstrahlte Gebiet, hat sie mit Feuerwehrmännern und Soldaten gesprochen, mit "Liquidatoren", die den verstrahlten Schutt aus der Kraftwerksruine räumten, mit Überlebenden und Rückkehrern.

Swetlana Alexijewitsch: *"Ich staune immer wieder, dass Tschernobyl bis heute nicht als neue Weltsicht begriffen wird."*

Die Protokolle hat sie zusammengefasst in ihrem Buch *"Tschernobyl - Eine Chronik der Zukunft"*, das der Berliner Taschenbuch Verlag soeben neu aufgelegt hat, es ist ein Echolot der Katastrophe. Swetlana Alexijewitsch, die in der Ukraine geboren und in Weißrussland aufgewachsen ist, lebt derzeit in Schweden. Bis heute, sagt sie, haben wir Tschernobyl nicht verstanden. Es ist ein fremder Text.

SZ: Am 26. April 1986...

Swetlana Alexijewitsch: ... war ich in Minsk, im Krankenhaus. Meine Schwester lag im Sterben, sie hatte Krebs. Die Ärzte hatten uns gerade gesagt, dass es keine Hoffnung mehr gebe, da kamen die Wolken, der schwarze Regen. Am nächsten Tag rief eine Journalistin aus Schweden an und sagte: Weißt du eigentlich, was bei euch passiert ist? Eine weißrussische Freundin saß neben mir und wiegelte ab: Ach, das ist doch nur eine Provokation des Westens.

Ich bin dann bald in die Zone gefahren, in den Bezirk Gomel, um meine Schwester zu beerdigen. Da wurden die Männer schon zur Arbeit zusammengestellt, die ersten Evakuierungen liefen. Alle wussten schon Bescheid.

SZ: Michail Gorbatschow trat erst neun Tage nach dem Unfall an die Öffentlichkeit. Hat Sie das erbittert?

Alexijewitsch: Ach, Journalisten fragen doch immer dasselbe. Hat man Sie belogen? Die Sowjetmacht hat nie die Wahrheit gesagt. Das war doch nichts Neues! Mich interessierte etwas anderes. Mich interessierte die Pause.

SZ: Die Pause?

Alexijewitsch: In der Zone stiegen Hubschrauber auf, Techniker liefen zu Tausenden herum, aber niemand hatte eine Erklärung. Es war eine neue Wirklichkeit. Es war verboten, sich auf den Boden zu setzen. Es war verboten, länger unter einem Baum zu stehen. Angler sagten, dass sie keine Regenwürmer mehr fanden, dass sich die Würmer eineinhalb Meter tief in den Boden gebohrt hatten.

Offenbar hatte die Natur Signale empfangen. Das faszinierte mich. Menschen erzählten, sie hätten nicht nur ein Feuer gesehen, sondern ein himbeerfarbenes Leuchten, sie hätten niemals gedacht, dass der Tod so schön sein kann. Ehemalige Afghanistan-Kämpfer wurden eingeflogen mit Kampfhubschraubern und Maschinengewehren und sagten: Was sollen wir hier mit unseren Hubschraubern? Eine ganze Kultur brach da zusammen, die vertraute Kultur des Krieges.

SZ: Und doch: Die Informationsblockade, die Hybris einer grenzenlosen Technikeuphorie - war Tschernobyl nicht doch eine sowjetische Katastrophe?

Alexijewitsch: Aber in Frankreich und Deutschland hat man doch auch nicht alles gesagt. Niemand konnte sich vorstellen, dass das friedliche und das militärische Atom ein und dasselbe sind. Sicher, Tschernobyl hat die Sowjetunion zum Einsturz gebracht - zusammen mit dem Afghanistan-Krieg. Die Menschen in der Zone warfen die Parteibücher und Komsomol-Abzeichen weg. Man hatte ihnen gesagt: Entweder du bleibst oder du trittst aus. Sollten sie ihre Kinder retten oder der Partei treu bleiben? Was für eine Entscheidung!

SZ: Nach Tschernobyl gab es keine Grenzen mehr, Räume lösten sich auf.

Alexijewitsch: Ich staune immer wieder, dass Tschernobyl bis heute nicht als neue Weltsicht begriffen wird. Tschernobyl hat den Raum verändert, aber bis heute reden Politiker über das Hiesige, Dortige, Nahestehende, Fremde. Das ist seltsam! Was heißt nah oder fern, wenn die Wolke am zweiten Tag über Europa lag, und am vierten über China? Selbst ein Land, das keine Reaktoren baut, wird doch vom Fallout in einem anderen Land getroffen.

SZ: Die Katastrophe als negative Globalisierung...

Alexijewitsch: Tschernobyl hat auch die Zeit verändert. Radionuklide zerfallen in Hunderttausenden von Jahren. Das übersteigt jede menschliche Vorstellungskraft. Und doch rechnen die Politiker die Opferzahlen herunter. Allein in Weißrussland sterben jeden Tag zwei Liquidatoren. Sie haben Dutzende von Krankheiten: Nierenversagen, Infarkte. Kinder haben Strahlenwerte, die um ein Vielfaches über der Norm liegen. Tschernobyl hat gerade erst begonnen.

SZ: Wenn Tschernobyl die Zukunft ist, wie sollen wir damit leben?

Alexijewitsch: In Weißrussland haben sich zwei Katastrophen ereignet: die Katastrophe des Kapitalismus und die kosmische Katastrophe. Erstere können die Menschen begreifen, Armut, Elend, das neue Leben, aber die kosmische Katastrophe nicht. Die Ukraine und Weißrussland sind eine Art Laboratorium, man könnte die Erkenntnisse sammeln, auswerten und an die Menschheit weitergeben.

Aber die weißrussische Regierung vergeht sich am eigenen Volk und an der Menschheit. Ein Wissenschaftler, der nachgewiesen hat, dass schon geringe Strahlungsdosen zu Krankheiten führen können, wurde ins Gefängnis geworfen und erst nach internationalen Protesten freigelassen. Dafür wird viel über Optimismus geredet. Weißrussland ist ein geschlossenes, erbärmliches Land. Mein Buch ist in 21 Staaten erschienen, aber in Weißrussisch verboten. Sonst würden die Menschen fragen: Wo sind die Medikamente? Wo ist der Mess-Service? Wo sind saubere Lebensmittel? Ein totalitäres Regime rettet zuerst sich selbst.

SZ: Hilft Tschernobyl dem Regime?

Alexijewitsch: Ich weiß nicht. Andererseits: Nach außen schreit Lukaschenko: Wir brauchen humanitäre Hilfe! Geld! Technik! Und den eigenen Leuten sagt er: Alles in Ordnung. Die Menschen in der Zone kriegen Kopeken, mehr nicht.

SZ: Man hat Dörfer, Straßen, Wälder begraben - als könnte sich der Mensch von einer feindlich gewordenen Erde selbst befreien...

Alexijewitsch: Wir sind es gewohnt, dass Erde, Wasser, Luft ungefährlich sind. Die Menschen in der Zone sind meist Bauern, haben Milch aufbewahrt, Tomaten eingemacht, es war Wahnsinn. Sie sagten: Aber ein Apfel ist ein Apfel, ein Ei ist ein Ei, das Wasser ist so sauber, die Milch so weiß. Es war ein neuer Anblick des Bösen. In einem Dorf fragte mich eine Alte: Das soll Krieg sein? Die Sonne scheint, die Vögel singen. - Plötzlich zeigte sich, dass unsere gesamte Kultur des Schreckens eine Kultur des Krieges war. Bomben, Granaten, das kannten wir. Aber dies war anders.

SZ: Und doch stammten die Rhetorik, die Analogien, der Heroismus aus dem Krieg. Die Roboter fielen aus, aber die Liquidatoren schippten Strahlenmüll vom Reaktor, und später hissten sie die Sowjetflagge darauf - wie vierzig Jahre zuvor auf dem Reichstag.

Alexijewitsch: In gewisser Hinsicht waren sie Selbstmörder. Sie haben ihr Leben gegeben, um Europa zu retten. Ich habe sie später gefragt: Würdet ihr nochmal gehen? Fast alle haben gesagt: Ja, wir mussten es doch tun. Es gab 800000 Liquidatoren. In Frankreich sagte jemand, er bezweifle, ob man im Westen so viele opferbereite Menschen gefunden hätte. Die Leute wussten ja nicht, was auf sie zukam, dieser entsetzliche Tod, dass kräftige Männer in ein, zwei Jahren zerfallen würden.

Sie haben sogar den Mundschutz weggeworfen - zu heiß. Und doch, sie haben die Welt gerettet. Als ich allerdings Frauen gesehen habe, die die kontaminierte Kleidung der Liquidatoren mit der Hand wuschen - das war ein Verbrechen. Man hatte ihnen keine Waschmaschinen gegeben. Man hatte ihnen nichts gesagt.

Verstehen Sie, es waren sowjetische Menschen. Ich bin nicht sicher, ob man heute in Weißrussland so viele Freiwillige finden würde. Heute wissen die Menschen, dass ihr Leben einzigartig ist, dass es ihnen allein gehört.

SZ: Hat der Mensch aus Tschernobyl gelernt?

Alexijewitsch: Insgesamt? Primo Levi hat gesagt, der Mensch nach Auschwitz sei derselbe wie vor Auschwitz. So betrachtet muss man sagen: Der Mensch nach Tschernobyl ist derselbe wie vor Tschernobyl.

Wir verwandeln uns - von einer Zivilisation der Angst in eine Zivilisation der Katastrophen. Der Fortschritt ist gefährlich geworden, für den Menschen und für die Natur. Hurrikane, Fluten ziehen heute fast so hohe Verluste nach sich wie Kriege. Weißrussland hat im Zweiten Weltkrieg ein Viertel seiner Bevölkerung verloren. Unter den Folgen von Tschernobyl aber leidet heute jeder fünfte Weißrusse, ein Drittel des Landes ist verseucht.

Wir können das Zeichen Tschernobyl nicht lesen, es ist ein fremder Text. Kein großer Schriftsteller hat sich des Themas angenommen, kein Philosoph. Tschernobyl liegt außerhalb der Kultur.



Philine Bickhardt, Was bleibt vom «roten Menschen»? Ein Porträt über die belarussische Nobelpreisträgerin Svetlana Aleksievič

Republik, Zürich, 3.5.2024

<https://www.republik.ch/2024/05/03/was-bleibt-vom-roten-menschen>

Sie machte Frauen und Kinder im Krieg zu Heldinnen der Geschichte. Nun will sie wissen, wie es den einfachen Menschen unter Putins imperialen Ambitionen geht. Ein Besuch bei der belarussischen Nobelpreisträgerin Swetlana Alexijewitsch in ihrem Exil in Berlin.

Die Altbauwohnung mit hohen Decken und Stuck ist bescheiden eingerichtet. Man merkt schnell: Hier lebt jemand auf Zeit. Nur wenige Bilder schmücken die Wände; in Reih und Glied aufgestellt sind die Schuhe im Flur – als würden sie darauf warten, bald wieder woanders getragen zu werden. Im Wohnzimmer stehen sich im Abstand von zwei bis drei Metern helle Ledersessel gegenüber. Gleich einer psychotherapeutischen Gesprächssituation, einladend und doch distanziert.

Swetlana Alexijewitsch lebt seit bald vier Jahren im Westen Berlins im Exil. 2020 wurde in ihrem Heimatland Belarus die Protestbewegung gegen den Diktator Alexander Lukaschenko niedergeschlagen. Alexijewitsch, die 2015 für ihr Werk mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichnet wurde, empfing damals hochrangigen Besuch von europäischen Botschafterinnen und Botschaftern in ihrer Wohnung in Minsk, es kursierten öffentlichkeitswirksame Bilder zu ihrem Schutz.

Dennoch musste sie das Land verlassen – sie ist eines der wenigen Mitglieder im Koordinierungsrat der außerparlamentarischen Opposition, die nicht verhaftet wurden und denen die Flucht geglückt ist. Von vielen anderen, etwa der belarussischen Bürgerrechtlerin Maria Kalesnikava und dem Politiker Wiktar Babaryka, gibt es seit mehr als einem Jahr kein Lebenszeichen mehr. Zuletzt starb der belarussische Offizier Aljaksandr Kulinich in Haft, ihm sollte wegen angeblicher Präsidentenbeleidigung der Prozess gemacht werden.

Sie selbst habe im Oppositionsrat keine große Rolle spielen können, erzählt Swetlana Alexijewitsch. Gleich zu Beginn der Proteste wurde sie vom belarussischen Geheimdienst KGB zum Verhör vorgeladen. Heute steht sie im Kontakt mit anderen Figuren des belarussischen Widerstands im westlichen Ausland, etwa mit Swetlana Tichanowskaja, der mutmaßlich rechtmäßigen Präsidentin, die am 0. August 2020 die manipulierten Wahlen wahrscheinlich gewonnen hätte. Und mit dem ehemaligen Kultusminister und Politiker Pawel Latuschka.

«Die Worte riechen nach Butsch»

Swetlana Alexijewitsch findet klare Worte: Ein unabhängiges Belarus sei nur mit einer von russischer Besatzung befreiten Ukraine möglich.

Zuletzt unterschrieb sie im März dieses Jahres gemeinsam mit 31 weiteren Nobelpreisträgerinnen und Nobelpreisträgern einen offenen Brief gegen Putins Regime. „Wissen Sie“, sagt sie beim Gespräch mit der Republik in Berlin, „in letzter Zeit ist es sehr schwer, die richtigen Worte zu finden, sie riechen alle nach Butsch. Es ist einfach unmöglich, etwas zu finden, das dem, was passiert, entspricht.“

Trotz dieses Gefühls der Ohnmacht und Hilflosigkeit müsse etwas getan werden. „Es gibt Menschen in Russland, die gegen den Krieg sind, es gibt Menschen, die für den Krieg sind – und es gibt eine Grauzone mit Menschen, die nicht wissen, wofür sie sind. Wir müssen um diese Grauzone kämpfen.“ Nicht nur in Russland oder Belarus, auch in Deutschland und in anderen Ländern. „Seltsamerweise hat Putin viele Gleichgesinnte, und das ist das Beängstigende.“

Der Tod von Alexei Nawalny in der russischen Strafkolonie ist für sie eine weitere Eskalation. Obwohl davon auszugehen war, der für Putin gefährlichste Oppositionspolitiker würde früher oder später eliminiert werden, wollte es doch niemand wahrhaben. Nawalyns Tod hinterlässt die bittere Einsicht: Russland entwickelt sich zunehmend von einem autoritären zu einem totalitären System.

Swetlana Alexijewitsch sagt, als sie vor einem Jahr gewarnt habe, Russland sei auf dem Weg zum Faschismus, hätten ihr selbst ihre russischen Freunde und Gleichgesinnten widersprochen: „Nein, das ist zu groß, das ist noch kein Faschismus, das ist eine autoritäre starke Macht.“ Heute hingegen werde Russlands Handeln zunehmend als faschistisch qualifiziert. *„Es ist so: Was heute in Russland geschieht, ähnelt stark dem, was 1937 mit dem Großen Terror in der Sowjetunion und hier in Europa unter Hitler vor sich ging.“*

Die Worte der Nobelpreisträgerin bringen eine Dringlichkeit zum Ausdruck: Sie warnt vor der realen Gefahr, die von Russlands aggressiver Politik für die Sicherheit und den Frieden auf dem ganzen europäischen Kontinent ausgeht.

Der «rote Mensch» im 21. Jahrhundert

„Die Geschichte des belarussischen Volkes ist eine tragische. Alles beginnt mit Iwan dem Schrecklichen, der ganze Dörfer und Städte in Belarus niedermetzelte“, sagt Alexijewitsch.

Wir sitzen im Wohnzimmer und sprechen über die Unterdrückung der belarussischen Sprache im russischen Imperium seit dem 18. Jahrhundert, über die Nacht der ermordeten Dichter 1937, als zahlreiche jüdische Intellektuelle und Schriftsteller umgebracht wurden, über Repressionen unter Stalin.

Ihr letztes und bekanntestes Buch *„Secondhand-Zeit“* erschien 2013 und damit genau ein Jahr bevor Russland die Krim annektierte. Im Original trägt es den Untertitel *„Das Ende des roten Menschen“*. Doch mit dem Maidan, mit der Krim-Annexion 2013 und der nun offensichtlich angestrebten flächendeckenden Invasion der Russischen Föderation seit 2022 habe sich gezeigt, dass dieser *„rote Mensch“* nicht gestorben sei. Deswegen wolle sie ein neues Buch über den wieder zum Leben erwachten *„roten Menschen“* schreiben, erzählt Alexijewitsch.

Die letzten Jahre hatte sie an zwei Büchern über die Liebe und das Alter gearbeitet, doch die Manuskripte sind in Minsk in ihrer Wohnung geblieben. Sich diese bringen lassen kann sie nicht, es wäre hochgefährlich für die Person, die sie damit beauftragen würde. Man drohe ihr, die Wohnung zu beschlagnahmen. Andere wie die im Exil lebende frühere Präsidentschaftskandidatin Swetlana Tichanowskaja seien bereits enteignet worden, erinnert sich Alexijewitsch.

Die Autorin bedauert aber noch etwas weit Wichtigeres: Es sei schwer, als Schriftstellerin über die eigenen Menschen zu schreiben, wenn man nicht zu Hause sei. *„Du musst sie jeden Tag auf der Straße hören können, wie sie sprechen, welche neuen Worte sie verwenden, worüber sie nachdenken.“*

Dass der *„rote Mensch“* seit 2013 verschiedene Wege geht, dass also Menschen sich von diesem Konzept lossagen, dessen ist sich Alexijewitsch bewusst. Die Ukraine will nicht mehr zu dieser gemeinsamen Geschichte unter russischer Dominanz gehören, sie will sich vom *„Homo sovieticus“* verabschieden. Der Diskurs über die angeblich geschichtlich gewachsene Einheit der ostslawischen Länder unter der Hegemonie des Russischen ist das Kernstück von Putins imperialer Ideologie, das stellt Alexijewitsch nicht infrage.

Trotzdem will sie beim Ausgangspunkt einer im 20. Jahrhundert geteilten Geschichte und dem Begriff des „roten Menschen“ bleiben: *„Genau darum soll es gehen: Was ist aus diesem roten Menschen geworden? Gibt es ihn noch, und wenn ja, wie? Wer will es nicht mehr sein und lehnt es ab? Und wer, umgekehrt, baut darauf auf?“*

Sie rede mit allen, betont sie, auch mit den Lukaschenko-Anhängern. *„Als Schriftstellerin muss ich alle Facetten sehen.“*

Die eigene Stimme finden

Das Interesse für das gesprochene Wort geht auf die journalistischen Anfänge der Autorin zurück. Nach dem Abschluss eines Journalismusstudiums in Minsk arbeitete sie ab 1973 bei verschiedenen sowjetischen Zeitungen. In einer davon, in der Zeitschrift des belarussischen sowjetischen Schriftstellerverbands „Njoman“, lernte sie den belarussischen Schriftsteller und ihren zukünftigen Mentor Ales Adamowitsch kennen. Auf dessen Empfehlung sowie auf Empfehlung der namhaften belarussischen Autoren Janka Bryl, Vasil Bykaŭ und Vasil Vitka wurde sie 1983 in den Schriftstellerverband der UdSSR aufgenommen.

Zu dieser Zeit bahnte sich bereits eine Öffnung an, die mit Gorbatschows Politik von Glasnost und Perestroika ab 1985 Eingang in die Geschichte fand. Alexijewitsch fand Fürsprecherinnen für ihr Schreiben, zugleich ähnelt die politische Zensur der Situation, in der sie sich heute befindet.

Sie musste schon damals große politische Hürden nehmen: In den 1980er-Jahren wurden ihre Manuskripte teilweise zensiert und beschlagnahmt; außerdem wurde ihr erstes Buch über sowjetische Soldatinnen an der Front im Zweiten Weltkrieg mit dem Titel *„Der Krieg hat kein weibliches Gesicht“* (1985) zwei Jahre lang nicht zum Druck zugelassen. Im zeitgleich erschienenen Buch *„Die letzten Zeugen“* berichten Kinder von ihrem Leben während des Krieges als Geflohene, als Zwangsarbeiter in von Hitlerdeutschland besetzten Gebieten, als Evakuierte in zentralasiatischen sowjetischen Republiken.

In diesen beiden Büchern gilt das Interesse der Autorin den emotionalen Aspekten der Ereignisse. Als sie begonnen habe, über den Krieg zu schreiben, habe man ihr gesagt: *„Sweta, es wurden schon so viele Bücher über den Krieg geschrieben. Was kannst du dem denn hinzufügen?“*

Doch als die Bücher erschienen, wurden sie gelesen. Swetlana Alexijewitsch erzählte den Krieg neu als Geschichte von unten. Im Zentrum standen erstmals diejenigen, die die Heldenerzählungen des sozialistischen Realismus vernachlässigt hatten: Frauen und Kinder, deren Ängste und Gefühlswelt. Da berichtet eine Frau von der Front, dass für sie das Schlimmste am Krieg nicht der nahende Tod war, sondern die Tatsache, dass sie in männlichen Unterhosen kämpfen musste. Da erzählen Kinder tragische, fast magisch anmutende Bilder von verbrannten belarussischen Dörfern und den vielen Apfelbäumen, deren Äpfel – außen verkohlt, innen noch ganz heiß – ihnen dennoch schmeckten.

Ihre Auseinandersetzung mit dem Zweiten Weltkrieg führte zu der Beschäftigung mit zwei anderen Kriegen: Afghanistan und Tschernobyl. Denn die Reaktorkatastrophe in Tschernobyl von 1985, so erzählt die Autorin, fühlte sich ebenfalls an wie ein Krieg. Sie betraf ein Gebiet von rund 150.000 Quadratkilometern und somit die Heimat von rund 6 Millionen Einwohnerinnen. 70 Siedlungen wurden evakuiert, 330.000 Menschen verloren ihr Zuhause.

Auch hier ging es um das Erzählen einer zuvor nicht gehörten Geschichte: Sie sammelte über 500 Stimmen allein für das Tschernobyl-Buch und stellte sie dem staatlichen Schweigen über das Unglück entgegen.

Neben den Folgen für die Wirtschaft und die Menschen mit posttraumatischen Belastungsstörungen, erhöhten Suizidraten und Krebserkrankungen bei Kindern interessiert sie sich vor allem für die ökologischen Folgen: Wie über eine unsichtbare Strahlung, eine Kontamination schreiben, die sich durch ihre Unsichtbarkeit einer Vergegenwärtigung und Versprachlichung entzieht?

„Ich erinnere mich an diese Großmutter, die auf dem Boden kniete. Die Tschernobyl-Zone wurde evakuiert. Sie sah mich, eine Frau unter den Militärs, und sagte: ‚Kindchen, ist etwa gerade Krieg? Warum soll ich mein Zuhause verlassen?‘“ Da habe sie begriffen: *„Das ist Krieg. Wir sind noch nicht bereit für ihn und haben ihn noch nicht verstanden.“*

Alexijewitsch beschreibt, wie sie in Tschernobyl durch die Straßen und Höfe ging: *„Wunderschöne Blumen, Sträucher, Früchte ... und all das ist der Tod, nur in anderer Erscheinung!“*

Das Tschernobyl-Buch, 1997 auf Russisch erschienen, ist zu einem Vorbote heutiger Stimmen über menschengemachte ökologische Krisen zu Zeiten des Klimawandels avanciert.

Fremde Stimmen sammeln

Damals wie heute steht die Auseinandersetzung mit dem Krieg bei Swetlana Alexijewitsch im Mittelpunkt. Das Fenster der politischen Öffnung begann sich in den 1990er-Jahren schnell wieder zu schließen, was die Autorin in Form eines politisch motivierten Gerichtsprozesses bitter zu spüren bekam. Ihr Buch „Zinkjungen“ von 1989 handelte vom Afghanistankrieg zwischen 1979 und 1989, auf den der Zerfall der Sowjetunion zwei Jahre später folgte.

Mit Kamera und Tonbandgerät reiste sie nach Afghanistan, besuchte Soldaten vor Ort, befragte Angehörige der gefallenen Soldaten zu Hause. Es waren ausgerechnet ihre „Schützlinge“, also die Menschen, mit denen sie gesprochen hatte, die 1993 gegen sie in Minsk klagten. Das System, das gerade erst liberalisiert worden war, schlug zurück. Die Anklage: Sie habe das Material nicht so eingesetzt, wie die Zeugen das „von einer Journalistin“ erwartet hätten; der Vorwurf war, sie hätte Namen geändert und angeblich Zeugenaussagen verfälscht. Tatsächlich hatte sie zum Schutz der Befragten alle Namen mit fiktiven Vor- und Nachnamen ersetzt.

Heute sagt Alexijewitsch: *„Stellen Sie sich vor, was passiert wäre, wenn ich deren richtige Namen hingeschrieben hätte. Den Befragten hätten Klagen gedroht.“* Stattdessen stand also die Autorin vor Gericht.

Ein Expertenschreiben des belarussischen Schriftstellerverbandes gab ihr allerdings im Zuge des Gerichtsprozesses recht: Bei Dokumentarliteratur dürfen Aussagen durch die Autorin gekürzt und montiert werden; Zeitzeugenschaft trifft auf Fiktionalisierung, Zeitzeuginnen werden zu Protagonistinnen.

Der stetige Balanceakt zwischen dem zitierten fremden Wort und dessen künstlerischer Überformung ist auch für Alexijewitschs heutiges Schreiben charakteristisch. Sie fiktionalisiert reale Menschen und deren Worte nicht nur zu deren Sicherheit. In ihrem letzten Buch „*Secondhand-Zeit*“ verzichtet sie in manchen Passagen ganz darauf, zitierte Rede einzelnen Figuren zuzuweisen. So lässt sie die Einzelstimmen in einen mehrstimmigen Chor treten.

Es wird spannend sein zu sehen, wie sie ihre Helden und Heldinnen im neuen Buch präsentieren wird. An der Gefahr für die realen Menschen hat sich nicht viel geändert: Heute wäre es für Menschen aus Belarus besonders gefährlich, würden sie mit ihren wirklichen Namen im Buch auftreten.

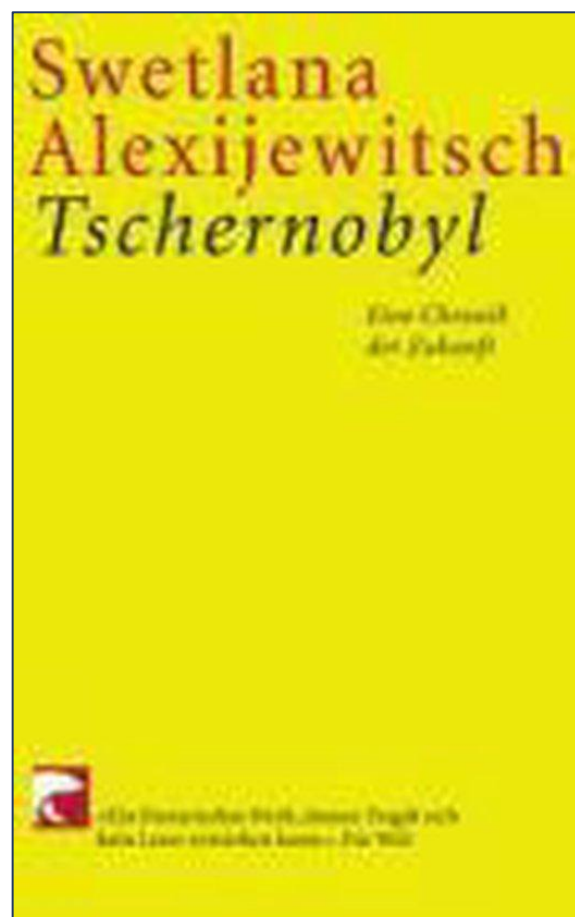
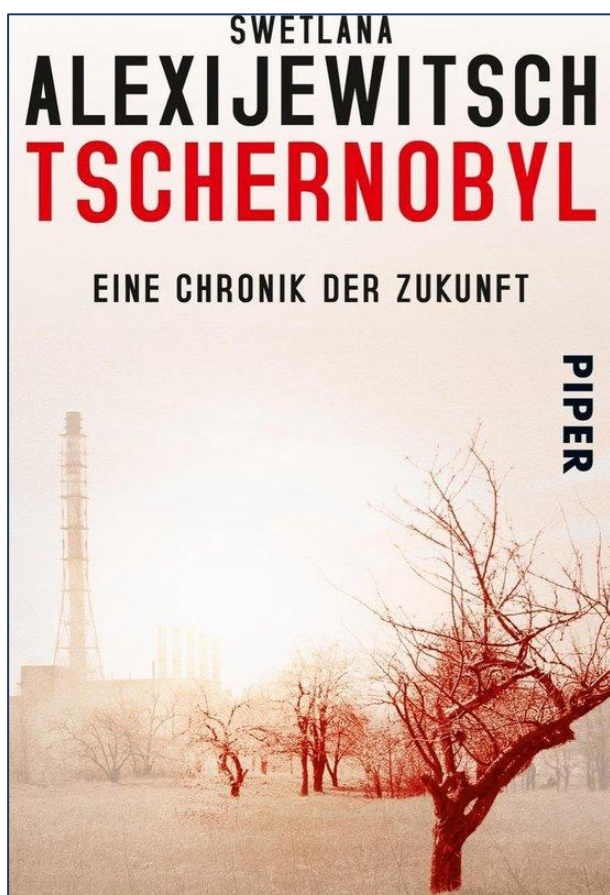
Ein Gerichtsprozess ist keine untypische Begleiterscheinung für eine mit dokumentarischem Material arbeitende Literatur. Im Fall von Swetlana Alexijewitsch muss man jedoch davon ausgehen, dass es vor allem ein Versuch war, sie zu diskreditieren. Die damaligen Ereignisse waren böse Vorzeichen der heutigen Hetzerei gegen sie in russischen und belarussischen Staats- und Propagandamedien.

Spätestens seit den 2000er-Jahren spürte Swetlana Alexijewitsch unter dem heutigen Präsidenten Alexander Lukaschenko deutlich den Autoritarismus erstarken. Daher ging sie zu dieser Zeit ein erstes Mal ins Berliner Exil. Es folgten Aufenthalte in Paris und Stockholm, bevor sie 2011 wieder zurück nach Minsk ging. Man konnte damals ein- und ausreisen, es drohte nicht gleich die Festnahme.

Ihr heutiges Exil in Berlin, sagt sie, würde sich vom damaligen Exil grundlegend unterscheiden: Damals glaubten wir, dass das alles nur vorübergehend ist. Heute glaubt man mit jedem Tag weniger daran.

Zur Autorin

Philine Bickhardt ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Slavischen Seminar der Universität Zürich. Sie hat Slavistik und Sozialwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin, in Sankt Petersburg und in Belgrad studiert, zwei Jahre als Freiwillige bei der russischen Menschenrechtsorganisation Memorial gearbeitet sowie viele Jahre als Webredaktorin bei Novinki.de. Texte von ihr erschienen unter anderem in der FAZ und in der TAZ.



Das Werk

Tschernobyl. Eine Chronik der Zukunft

Tschernobyl. Eine Chronik der Zukunft ist ein Buch der Nobelpreisträgerin Swetlana Alexandrowna Alexijewitsch. Alexijewitsch lebte 1986 zur Zeit der Katastrophe von Tschernobyl als Journalistin in Minsk, der Hauptstadt von Weißrussland. (Damals war Weißrussland als Weißrussische Sozialistische Sowjetrepublik Teil der Sowjetunion.)

Alexijewitsch interviewte über einen Zeitraum von 10 Jahren mehr als 500 Augenzeugen, darunter Feuerwehrleute, Liquidatoren (Mitglieder des Cleanup-Teams), Politiker, Ärzte, Physiker und einfache Bürger. Das Buch bezieht sich auf die psychologische und persönliche Tragödie des Unfalls von Tschernobyl, beschreibt die Erfahrungen von Individuen und wie die Katastrophe ihr Leben beeinflusst hat.

Tschernobyl. Eine Chronik der Zukunft wurde erstmals 1997 auf Russisch unter dem Titel „Чернобыльская молитва“ (Tschernobyler Gebet) in der Zeitschrift *Druschba narodow* (dt. „Völkerfreundschaft“) veröffentlicht. 2013 wurde eine überarbeitete, aktualisierte Ausgabe veröffentlicht. Die amerikanische Übersetzung wurde 2005 mit dem National Book Critics Circle Award für allgemeine Sachbücher ausgezeichnet.

Auf Deutsch erschien das Buch erstmals 1997 in der Übersetzung von Ingeborg Kolinko.

2016 drehte der luxemburgische Regisseur Pol Cruchten einen Dokumentarfilm auf Grundlage des Buches.

Historische Auskünfte

(Erstes Kapitel im Buch)

»Belarus ... Wir sind ja für die Welt eine Terra incognita, ein unbekanntes, unerforschtes Land. Von Tschernobyl wissen alle, aber nur in Verbindung mit der Ukraine und mit Rußland. Wir müssen erst von uns erzählen. ›White Russia‹ (›Weißes Rußland‹) – so klingt der Name unseres Landes in Englisch.«

Volkszeitung, 27. April 1996

»Am 26. April 1986 um 1:23:58 Uhr zerstörte eine Serie von Explosionen Reaktor und Gebäude des 4. Energieblocks im AKW Tschernobyl unweit der weißrussischen Grenze. Die Katastrophe von Tschernobyl wurde zur größten technologischen Katastrophe des 20. Jahrhunderts.

Für das kleine Weißrußland (10 Mio. Einwohner) wurde sie zu einem nationalen Unglück, obgleich die Weißrussen selbst kein einziges Atomkraftwerk besitzen. Es ist nach wie vor ein Agrarland mit überwiegend ländlicher Bevölkerung. Während des Großen Vaterländischen Krieges zerstörten die deutschen Faschisten auf weißrussischem Boden 619 Dörfer mitsamt ihren Bewohnern. Nach Tschernobyl verlor das Land 485 Dörfer und Siedlungen: 70 davon sind bereits für immer dem Erdboden gleichgemacht. Im Krieg fiel jeder vierte Weißrusse, heute lebt jeder fünfte auf verseuchtem Gebiet. Das sind 2,1 Mio. Menschen, davon 700 000 Kinder. Unter den Todesursachen nimmt die radioaktive Strahlung den ersten Platz ein. In den Gebieten Gomel und Mogiljow (die von der Tschernobylkatastrophe am stärksten betroffen waren) ist die Sterblichkeitsrate um über 20 % höher als die Geburtenziffer.

Als Folge der Katastrophe wurden 50×10^6 Ci Radionuklide in die Atmosphäre geschleudert, davon fielen 70 % auf Weißrußland:

23 % seines Territoriums sind durch Radionuklide mit einer Dichte von über 1 Ci/km² durch Cäsium-137 verseucht. Zum Vergleich: In der Ukraine sind 4,8 % des Territoriums verseucht, in Rußland 0,5 %. Die landwirtschaftliche Nutzfläche mit einer Verseuchungsdichte von 1 und mehr Ci/m² beläuft sich auf über 18 Mio. Hektar, durch Strontium-90 mit einer Dichte von 0,3 und mehr Ci/m² auf ca. 0,5 Mio. Hektar. Aus dem landwirtschaftlichen Umlauf sind 264 000 Hektar Böden herausgenommen worden. Weißrußland ist ein Land der Wälder. Aber 26 % der Wälder und der größere Teil der Wiesen in den Flußniederungen des Pripjat, Dnjepr, Sosch entfallen auf die radioaktiv verseuchte Zone ...

Als Folge der ständigen Einwirkung von geringen Strahlendosen erhöht sich im Land mit jedem Jahr die Zahl der Personen mit Krebserkrankungen, geistiger Unterentwicklung, nervösen und psychischen Störungen sowie genetischen Mutationen ...«

Band Tschernobyl. Weißrussische Enzyklopädie, 1996, S. 7, 24, 49, 101, 149

»Nach Beobachtungen wurde am 29. April 1986 eine hohe Strahlenbelastung in Polen, Deutschland, Österreich, Rumänien registriert, am 30. April in der Schweiz und Norditalien, vom 1. bis 2. Mai in Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Großbritannien, Nordgriechenland. Am 3. Mai in Israel, Kuwait, der Türkei ...

In große Höhe geschleuderte gasförmige und flüchtige Substanzen breiteten sich global aus: Am 2. Mai wurden sie in Japan registriert, am 4. Mai in China, am 5. Mai in Indien, am 5. und 6. Mai in den USA und in Kanada.

Weniger als eine Woche brauchte es, um Tschernobyl zum Problem der ganzen Welt werden zu lassen ...«

Aus: Folgen des Tschernobyl-Unfalls in Weißrußland. Minsk. Internationales höheres Sacharow-College für Radioökologie, 1992, S. 82

»Der Reaktor 4, als Objekt ›Mantel‹ bezeichnet, enthält in seinem Blei-Stahlbeton-Leib nach wie vor ca. 200 Tonnen Kernbrennstoff, der teilweise mit Graphit und Beton vermengt ist. Was heute damit passiert, weiß niemand.

Der Sarkophag wurde in großer Eile errichtet, die Konstruktion ist sicher einmalig, die Ingenieure aus Petersburg, die sie entwickelt haben, können stolz darauf sein. Er sollte dreißig Jahre dienen. Aber er wurde ›auf Distanz‹ montiert, die Platten wurden mit Hilfe von Robotern und Hubschraubern zusammengefügt, daher rühren auch die Spalten. Einigen Berechnungen zufolge liegt die Gesamfläche der Lücken und Spalten heute bei über 200 Quadratmetern, aus ihnen dringen weiterhin radioaktive Aerosole ... Bei Nordwind erreichen den Süden radioaktive Staubpartikel: mit Uran, Plutonium, Cäsium. Mehr noch, an sonnigen Tagen sind bei ausgeschaltetem Licht im Reaktorsaal von oben herabfallende Lichtsäulen zu sehen. Was ist das? Auch Regen dringt nach innen. Und wenn Feuchtigkeit in die brennstoffhaltige Masse gelangt, kann eine Kernreaktion ausgelöst werden ...

Der Sarkophag ist ein Leichnam, der noch atmet. Er atmet Tod. Wie lange wird er noch halten? Das kann niemand beantworten, es ist immer noch unmöglich, zu vielen Baugruppen und Konstruktionen vorzudringen, um zu erfahren, wie hoch ihr Sicherheitsgrad ist. Dafür wissen alle: Die Zerstörung des ›Mantels‹ würde Folgen nach sich ziehen, die noch schlimmer wären als 1986 ...«

Zeitschrift Ogonjok, Nr. 17, April 1996

»Vor Tschernobyl kamen auf 100 000 Einwohner Weißrußlands 82 Fälle von Krebserkrankungen. Heute meldet die Statistik: 6000 Krebskranke auf 100 000 Einwohner. Eine 74fache Erhöhung.

Die Sterblichkeitsrate ist in den letzten zehn Jahren auf 23,5 % gestiegen. Nur jeder Vierzehnte stirbt an Altersschwäche, die meisten sterben im arbeitsfähigen Alter, zwischen 46 und 50. Eine medizinische Untersuchung in den am schlimmsten verseuchten Gebieten ergab: 7 von 10 Personen sind krank. Wenn man durch die Dörfer fährt, staunt man, wie sehr die Friedhöfe angewachsen sind ...«

»Bis heute sind viele Zahlen unbekannt ... Sie werden geheimgehalten, weil sie so ungeheuerlich sind. Die Sowjetunion schickte 800 000 Wehrpflichtige und Liquidatoren an den Ort der Katastrophe, das Durchschnittsalter der letzteren lag bei 33 Jahren. Die Rekruten hatte man gleich nach der Schule einberufen ...

Allein in Weißrußland umfaßt die Liste der Liquidatoren 115 493 Namen. Laut Angaben des Gesundheitsministeriums starben zwischen 1990 und 2003 8533 Liquidatoren. Zwei Menschen am Tag ...«

»So begann die Geschichte ...

1986 ... Die Titelseiten sowjetischer und ausländischer Zeitungen brachten Berichte über den Prozeß gegen die Schuldigen an der Katastrophe von Tschernobyl ... Und nun ...

Stellen Sie sich ein vierstöckiges Haus vor. Ein Haus ohne Bewohner, aber mit Sachen, mit Möbeln, mit Kleidung, die nie mehr jemand benutzen wird. Denn dieses Haus steht in Tschernobyl ... In einem solchen Haus der toten Stadt gaben diejenigen, die über die Schuldigen an der Reaktorkatastrophe zu Gericht sitzen sollten, eine kleine Pressekonferenz für die Journalisten. Auf allerhöchster Ebene, im ZK der KPdSU, war entschieden worden, den Fall vor Ort zu verhandeln. In Tschernobyl. Das Gericht tagte im Gebäude des örtlichen Kulturhauses.

Auf der Anklagebank saßen sechs Personen: der Direktor des Kernkraftwerks, Viktor Brjuchanow, der Chefingenieur Nikolai Fomin, der stellvertretende Chefingenieur Anatoli Djatlow, der Schichtleiter Boris Rogoshkin, der Leiter der Reaktorabteilung, Alexander Kowalenko, und der Inspektor der zentralen sowjetischen Atomenergieaufsichtsbehörde, Juri Lauschkin.

Die Zuschauerplätze waren leer. Bis auf die Journalisten. Hier lebte ja auch niemand mehr, die Stadt war »geschlossen« worden, als »Zone strenger radioaktiver Kontrolle«. Hatte man sie vielleicht deshalb zum Prozeßort bestimmt? Je weniger Zeugen, desto weniger Lärm. Keine Fernsehkameras und keine westlichen Journalisten. Natürlich wollten alle ein Dutzend verantwortlicher Beamter auf der Anklagebank sehen, auch aus Moskau. Auch die moderne Wissenschaft sollte sich verantworten. Aber man beschränkte sich auf ein paar Sündenböcke.

Das Urteil ... Viktor Brjuchanow, Nikolai Fomin und Anatoli Djatlow bekamen je 10 Jahre. Die anderen weniger. Anatoli Djatlow und Juri Lauschkin starben im Gefängnis an den Folgen ihrer hohen Strahlendosis. Der Chefingenieur Nikolai Fomin verlor den Verstand ... Kraftwerksdirektor Viktor Brjuchanow verbüßte die gesamten zehn Jahre. Bei seiner Rückkehr wurde er von seinen Angehörigen und einigen Journalisten empfangen. Ansonsten verlief das Ereignis unbemerkt.

Der ehemalige Direktor lebt in Kiew und ist Angestellter einer kleinen Firma ...

So endet die Geschichte ...«

»In naher Zukunft nimmt die Ukraine einen gigantischen Bau in Angriff. Über dem Sarkophag, unter dem 1986 der zerstörte vierte Block des Atomkraftwerks Tschernobyl begraben wurde, wird eine neue, als »Bogen« bezeichnete Decke errichtet. Für dieses Projekt werden 28 Geberländer in nächster Zeit das erste Kapital bereitstellen – über 768 Millionen Dollar. Die neue Decke soll nicht nur dreißig, sondern hundert Jahre halten. Sie ist wesentlich gewaltiger konzipiert, da sie groß genug sein muß für die Umbettung des radioaktiven Abfalls. Sie braucht ein massives Fundament: Faktisch muß ein künstlicher Felsgrund aus Betonsäulen und -platten errichtet werden. Anschließend muß das Lager

für den radioaktiven Abfall aus dem alten Sarkophag vorbereitet werden. Die neue Decke selbst wird aus Qualitätsstahl errichtet, der resistent ist gegen Gammastrahlung. Allein an Metall werden 18 000 Tonnen gebraucht ...

Der ›Bogen‹ wird ein beispielloses Bauwerk in der Geschichte der Menschheit. Zum einen wegen seiner beeindruckenden Größe – eine doppelte Hülle von 150 Metern Höhe. Und ästhetisch wird der Koloß an den Eiffelturm erinnern ...«

Aus: *Materialien weißrussischer Internetzeitungen 2002 bis 2005*

Alexijewitschs Stil: Polyphoner Roman

<https://gemini.google.com/share/b2ac49458d6f>

Swetlana Alexijewitschs Stil in „Tschernobyl. Eine Chronik der Zukunft“ (original: *Tschernobylskaja molitwa*) ist einzigartig und hat das Genre der literarischen Reportage revolutioniert. Man bezeichnet ihren Ansatz oft als „polyphonen Roman“ oder als „Literatur der Stimmen“.

Hier sind die wesentlichen Merkmale ihres Stils:

1. Die Polyphonie (Vielstimmigkeit)

Alexijewitsch tritt als Autorin fast vollständig in den Hintergrund. Das Buch besteht nicht aus einer fortlaufenden Erzählung ihrerseits, sondern aus einer Montage von hunderten Interviews.

- Chor der Zeugen: Sie lässt Betroffene, Liquidatoren, Wissenschaftler, Witwen und Kinder zu Wort kommen.
- Kollektives Gedächtnis: Durch die Schichtung dieser Stimmen entsteht ein Mosaik, das die Katastrophe in ihrer Gesamtheit greifbar macht, ohne dass eine einzelne Person die Deutungshoheit beansprucht.

2. Dokumentarismus trifft auf Ästhetik

Obwohl das Material auf realen Gesprächen basiert, ist es keine reine Protokollführung.

- Künstlerische Bearbeitung: Alexijewitsch kürzt, verdichtet und arrangiert die Monologe so, dass sie eine enorme emotionale und rhythmische Kraft entfalten.
- Authentizität des Ausdrucks: Sie behält die individuelle Sprachweise der Menschen bei – inklusive Pausen, Seufzern und dem Ringen nach Worten –, was eine unmittelbare Intimität erzeugt.

3. Fokus auf die „kleine“ Geschichte

Während Geschichtsbücher meist Zahlen, Fakten und politische Entscheidungen fokussieren, interessiert sich Alexijewitsch für die „Geschichte der Seele“.

- Subjektivität: Es geht um Gefühle, Ängste, Träume und die Veränderung der menschlichen Wahrnehmung durch das Unsichtbare (die Strahlung).
- Alltagsdetails: Der Stil lebt von kleinen, fast surrealen Beobachtungen (z.B. die leuchtende Farbe des Reaktors oder das Vergraben der Erde in der Erde), die das Unfassbare greifbar machen.

4. Die „unsichtbare“ Autorin

Ihre eigene Stimme erscheint meist nur in kurzen Einleitungen oder knappen Zwischentexten. Dennoch ist ihre Handschrift in der Auswahl und Anordnung der Berichte spürbar.

- Empathisches Zuhören: Ihr Stil ist das Ergebnis eines extremen Akts des Zuhörens. Sie schafft einen Raum, in dem das Trauma zur Sprache kommen kann.
- Verschmelzung der Genres: Sie bricht die Grenze zwischen Journalismus und Belletristik auf, was ihr 2015 den Nobelpreis für Literatur einbrachte.

5. Das Überzeitliche und Philosophische

Trotz des konkreten historischen Ereignisses hebt Alexijewitsch die Berichte auf eine philosophische Ebene.

- Chronik der Zukunft: Der Titel deutet es bereits an – sie beschreibt Tschernobyl nicht nur als Unglück der Vergangenheit, sondern als Beginn einer neuen Zeitrechnung, in der der Mensch mit Kräften konfrontiert ist, die sein Verständnis übersteigen.
- Apokalyptischer Grundton: Der Stil ist oft schwermütig, fast sakral (daher auch der Originaltitel „Tschernobyl-Gebet“), was der existenziellen Erschütterung der Betroffenen entspricht.

Zusammenfassend: Alexijewitschs Stil ist eine komponierte Oral History. Sie baut aus den Trümmern individueller Erinnerungen eine Kathedrale der Stimmen, die den Leser nicht durch trockene Analyse, sondern durch nackte, menschliche Wahrheit erschüttert.

Menschliches und Politisches

Bei Alexijewitsch sind das Menschliche und das Politische untrennbar miteinander verwoben. In einem totalitären oder post-totalitären System wird das Private – das ehrliche Sprechen über Gefühle und Schmerz – automatisch zu einem hochpolitischen Akt, weil es die offizielle staatliche Helden-Erzählung untergräbt.

Hier ist eine Analyse, wie diese beiden Dimensionen in ihrem Werk ineinandergreifen:

1. Die menschliche Dimension: Die „Geschichte der Seele“

Alexijewitsch geht es nicht um die Frage, *wie* der Reaktor explodierte (Physik), sondern wie die Menschen in dieser neuen Welt *liebten, weinten und starben*.

- Radikale Empathie: Sie verbringt oft Jahre damit, Menschen zuzuhören. Ihr Stil ist ein „Sammeln von Tränen“. Sie zeigt uns das Grauen nicht durch Statistiken, sondern durch das Bild einer Frau, die ihren sterbenden Mann im Krankenhaus umarmt, obwohl er eine „radioaktive Quelle“ geworden ist.
- Das Unausprechliche: Sie gibt denen eine Sprache, die keine Worte für ihr Trauma haben. In *Tschernobyl* beschreibt sie, wie die Menschen die Gefahr nicht begreifen konnten, weil man Strahlung nicht riechen, sehen oder schmecken kann. Dieser Fokus auf die menschliche Sinneswahrnehmung macht ihr Werk so intim.

2. Die politische Dimension: Wahrheit als Widerstand

In der Sowjetunion (und auch im heutigen Belarus oder Russland) war und ist die offizielle Geschichtsschreibung oft ein Instrument der Macht. Alexijewitsch bricht dieses Monopol.

- Demontage von Mythen: Während der Staat von „Helden der Arbeit“ und dem „Sieg über das Atom“ sprach, erzählte Alexijewitsch von verzweifelten jungen Soldaten, die ohne Schutzkleidung Graphitblöcke vom Dach schippten und danach vom Staat vergessen wurden.
- Der „Homo Sovieticus“: Ihr gesamtes Lebenswerk (der Zyklus *Stimmen der Utopie*) ist eine politische Analyse des sowjetischen Menschen. Sie untersucht, warum Menschen, die im Namen einer großen Idee gelitten haben, so schwer in der Freiheit zurechtkommen.
- Konflikt mit der Macht: Aufgrund dieser ungeschönten Wahrheiten wurden ihre Bücher in Belarus lange Zeit nicht gedruckt, und sie lebte Jahre im Exil. Sie zeigt auf, wie der Staat das Individuum als „Verbrauchsmaterial“ für seine Ideologie missbraucht.

Die Synthese: Warum das eine nicht ohne das andere geht

Alexijewitsch zeigt uns: Das Menschliche ist die einzige wirksame Verteidigung gegen das Politische. Wenn ein Mensch beginnt, von seinem persönlichen Schmerz zu erzählen, funktioniert die staatliche Propaganda nicht mehr. Ein Held ist in der offiziellen Lesart eine Statue; in Alexijewitschs Büchern ist er ein zitternder Mensch, der Angst vor dem Tod hat. Indem sie das Individuelle rettet, leistet sie den radikalsten politischen Widerstand.

„Ich stelle nicht die Frage nach dem Sozialismus, sondern nach der Liebe, der Eifersucht, der Kindheit, dem Alter. Nach der Musik, den Tänzen, den Frisuren. Nach den Abermillionen Details eines verschwundenen Lebens. Das ist die einzige Art, die Katastrophe des Menschseins zu fassen.“ – Swetlana Alexijewitsch

Mogilnicki

Der Ausdruck „**mogilnicki**“ (russ./ukr. *могильники*, Singular *могильник*) hat in der Gegend von **Tschernobyl** eine sehr spezifische, düstere Bedeutung. Er bezeichnet dort keine normalen Friedhöfe, sondern **radioaktive Massengräber und Endlagerstätten**, die nach der Reaktorkatastrophe von 1986 angelegt wurden.

Wörtliche Bedeutung

Das Wort kommt vom slawischen *mogila* = „Grab“.

Ein *mogilnik* ist also wörtlich ein „**Ort des Begrabens**“ – in Tschernobyl aber ein Ort, an dem **verseuchte Dinge „begraben“ wurden**.

Was liegt in einem „Mogilnik“ bei Tschernobyl?

Nach der Explosion von Block 4 des Kernkraftwerks wurden in und um die **Sperrzone von Tschernobyl** Tausende solcher *Mogilniki* angelegt. Dort liegen u. a.:

- zerstörte **Häuser** ganzer Dörfer
- **Möbel, Kleidung, Spielzeug** der Evakuierten
- **Bäume, Erde, Gras**, die stark kontaminiert waren
- **Fahrzeuge, Feuerwehrgewerke, Hubschrauber**
- **Schutzausrüstung** der Liquidatoren
- teilweise auch **Tierkadaver**

Alles, was zu stark radioaktiv verseucht war, um dekontaminiert zu werden, wurde in Gruben geschoben und mit Erde, Lehm oder Beton überdeckt.

Warum wurden diese „radioaktiven Gräber“ angelegt?

Die sowjetischen Behörden standen 1986 vor einem unlösbaren Problem: Wohin mit Millionen Tonnen radioaktiver Materie? Es gab:

- keine ausreichenden Endlager,
- keine Zeit,
- keine sichere Technologie für die gigantischen Mengen.

Also wählte man die brutal einfache Lösung:

vergraben – und hoffen, dass es dort bleibt.

Warum sind die Mogilniki heute so gefährlich?

Viele dieser Gräber wurden:

- **hastig,**
- **ungenau kartiert,**
- oft **ohne Abdichtung** angelegt.

Heute:

- sind ihre genauen Standorte teils unbekannt,
- können Regen und Grundwasser **Radionuklide auswaschen,**
- werden sie durch **Wurzeln, Tiere oder Waldbrände** wieder geöffnet.

Besonders Waldbrände können hochradioaktiven Staub aus diesen Gräbern erneut in die Luft schleudern – mit europaweiter Verbreitung.

Bedeutung im kulturellen Gedächtnis

In der Region steht „Mogilnik“ nicht nur für Müllgruben, sondern für:

„Begrabene Leben“

Denn in ihnen liegen nicht nur Dinge, sondern:

- die Häuser ganzer Dörfer,
- die letzten Spuren ihrer Bewohner,
- eine ausgelöschte Kulturlandschaft.

Es sind **Friedhöfe der Zivilisation**, keine normalen Abfalllager.

Die wichtigsten Mogilniki in der Sperrzone von Tschernobyl

1. Der Rote Wald (*Red Forest*)

Direkt westlich des Reaktors. Der Rote Wald ist der **am stärksten kontaminierte Ort** der ganzen Sperrzone. Nach dem Unfall starben die Kiefern innerhalb weniger Tage – sie färbten sich rostrot.

Was dort vergraben liegt:

- Millionen Kubikmeter hochradioaktive **Erde**
- gefällte **Bäume**
- **Bauschutt**
- Teile von **Häusern und Straßen**
- kontaminierte **Fahrzeuge**

Diese Materialien wurden mit Bulldozern in große Gruben geschoben und mit Erde überdeckt – **ohne dauerhafte Abdichtung**. Der gesamte Wald ist in Wahrheit ein riesiger Mogilnik.

2. Die Mogilniki der evakuierten Dörfer

Rund um verlassene Orte wie:

- **Pripjat**
- **Kopatschi**
- **Iljinzy**
- **Tschistogalowka**

wurden ganze Ortschaften buchstäblich **beerdigt**.

In Kopatschi z. B.:

- fast alle Häuser wurden abgerissen,
- in Gruben geschoben,
- und übererdet,
- nur **ein Kindergarten** blieb stehen – als Messstation.

Unter der Erde liegen dort:

- Möbel
 - Fotos
 - Betten
 - Kleidung
 - Spielzeug
 - Küchengeräte
- alles mit Cäsium-137 und Strontium-90 verseucht.

3. Fahrzeug- und Technik-Mogilniki

Berühmt sind die „Friedhöfe der Maschinen“, etwa bei:

- Rossokha
- Burjakowka

Dort liegen oder lagen:

- hunderte **LKWs**
- **Feuerwehrfahrzeuge**
- **Panzer**
- **Hubschrauber**
- Roboter, die im Reaktor eingesetzt wurden

Viele wurden später verschrottet – aber der **radioaktive Boden darunter** ist selbst ein Mogilnik geblieben.

Warum diese Gräber heute gefährlicher werden

Die meisten Mogilniki:

- haben **keine Betonwanne**,
- keine Abdichtung nach unten,
- keine dauerhafte Überwachung.

Drei Prozesse machen sie heute besonders riskant:

1. Grundwasser

Radioaktive Isotope wie:

- Cäsium-137
- Strontium-90
- Plutonium

werden langsam **aus den Gruben ausgewaschen** und wandern Richtung Pripjat-Fluss → Dnipro → Schwarzes Meer.

2. Waldbrände

Wenn Wälder über Mogilniki brennen:

- wird radioaktiver Staub aufgewirbelt,
- der sich **über ganz Europa** verteilen kann.

Die Brände 2020 und 2022 haben genau das gezeigt.

3. Vergessen der Standorte

Viele Mogilniki wurden 1986–87 **nicht exakt kartiert**. Man weiß heute oft nur ungefähr, wo sie liegen. Einige liegen inzwischen:

- unter neuem Wald,
- unter Straßen,
- oder nahe Forschungsstationen.

Wie Forscher sie heute aufspüren

Moderne Teams verwenden:

- Drohnen mit **Gamma-Detektoren**
- Bodenradar
- historische sowjetische Karten
- Satellitenbilder

Ziel ist ein digitales „**Radioaktivitäts-Kataster**“ der Sperrzone.

Der „Rote Wald“ am Kernkraftwerk Tschernobyl



Die Rezeption

Andrea Vinzelberg, [REZENSION] Tschernobyl - Eine Chronik der Zukunft

<https://leseblick.blogspot.com/2015/03/rezension-tschernobyl-eine-chronik-der.html>

Zu Beginn wusste ich wirklich nicht wohin mich dieses Buch führen wird, aber am Inhaltsverzeichnis erkannte ich, dass dieses Buch eine Art Interview darstellt, denn die einzelnen Kapitel beginnen mit „Monolog über...“. Und mit der Vermutung, dass Zeitzeugen der Autorin Alexijewitsch ihre Geschichten erzählen, lag ich dann ganz richtig.

Da die Autorin bereits im Klappentext drauf verweist, dass es hier nicht spezifisch um die Reaktorkatastrophe geht, fand ich es trotzdem sehr gut und auch angebracht, dass der Leser zu Beginn noch mal ein paar Fakten erfährt, bevor die Monologe beginnen.

Für mich die wichtigsten Fakten waren:

26.04.1986 um 1.23 Uhr, ein Tag, der vielerlei Leben zerstörte bzw. veränderte.

Und die schreckliche Wahrheit der Folgen.

„Vor Tschernobyl kamen auf 100000 Einwohner Weißrußlands 82 Fälle von Krebserkrankungen. Heute meldet die Statistik: 6000 Krebskranke auf 100000 Einwohner. Eine 74fache Erhöhung.“ (S. 15)
(und diese Zahlen beziehen sich nur auf Weißrußland, schrecklich. Ich musste also auf S. 15 schon einmal mächtig schlucken!)

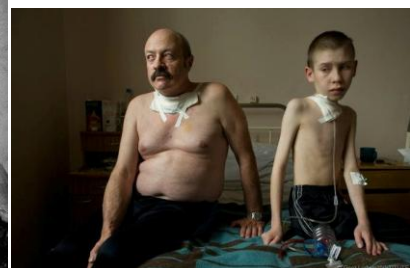
Weil es wirklich schwer ist, hier auf den Punkt zu kommen, versuche ich es so, wer dieses Buch in die Hand nimmt, den erwarten mehrere solche Momente, dass man es einfach nicht fassen kann. Man kommt mächtig ins Grübeln und zum Nachdenken über das eigene Leben, die Gesundheit und über unsere Umwelt. Denn bereits am 29.04.1986 konnte in Deutschland eine hohe Strahlenbelastung festgestellt werden, nur 3 Tage später!

An diesem Buch haben sich sehr viele Zeitzeugen, damalige Arbeiter, Ortsansässige, Evakuierte, Rückkehrer usw. beteiligt und wollten zusammen mit der Autorin eine Erinnerung erschaffen.

„Ihre Eile war berechtigt – viele von ihnen leben nicht mehr. Aber sie konnten noch ein Signal senden.“ (S. 43)

Es ist natürlich auch irgendwie ein Sachbuch und auch ich musste Herrn Google befragen, vor allem das Thema der physikalischen Einheit Röntgen, Curie und Rem waren mir unbekannt und ich wollte mit den im Buch genannten Zahlen etwas anfangen können.

Was macht die Radioaktivität mit dem Menschen bzw. mit den Tieren:





Wie ihr seht, die Folgen sind mehr als drastisch und dramatisch. Um diesen Folgen bei Kindern zu entgehen, trieben allein im Jahr 1993 allein in Weißrußland 2000 Frauen ihre Kinder ab.

Wirklich am sprachlosesten an diesem Buch machen mich die Unwissenheit der Einwohner und der Informationsmangel bzw. die falschen Informationen, die die Einwohner Weißrußlands damals bekamen. Bereits Kinder lernen in der Schule, dass Atomkraftwerke „märchenhafte Fabriken“ sind. Wie gefährlich die Reaktoren sind, zeigt uns dieses Ereignis hingegen sehr deutlich.

Zitate, die dieses Buch lesenswert machen:

„Der Tod lauerte überall, aber dieser Tod war irgendwie anders.“ (S. 44)

„Nichts davon war brauchbar; Augen, Ohren und Hände taugen nicht, waren keine Hilfe, denn Radioaktivität ist unsichtbar, lautlos und ohne Geschmack. Körperlos.“ (S. 44)

Und auch die Menschlichkeit ging verloren.

„Nicht nahe herangehen! Nicht küssen! Nicht streicheln! Das ist nicht mehr der geliebte Mensch, er ist ein verseuchtes Objekt.“ (S. 49)

(Ein Arzt zu einer Frau, deren Mann im Krankenhaus liegt)

„Papa, ich möchte leben, ich bin doch noch so klein.“ (S. 66)

„...in der Zone sind viele Haustiere zurückgeblieben, Katzen, Hunde...Die müssen abgeschossen werden, um Seuchen zu verhüten.“ (S. 128)

(vor allem die Tiere taten mir hier unheimlich leid, denn die Menschen konnten sich gegen die Evakuierung wehren, die Tiere hatten keine Wahl!)

Ein Buch, welches mich mehr als beeindruckt. Jedoch ist es ein Buch ohne Happy-End. Ich bin mitgenommen und schockiert, wie mit dieser Katastrophe und den daraus resultierenden Folgen, mit den Menschen und den Tieren umgegangen wurde.

Im Atomkraftwerk ist lediglich ein Reaktor explodiert, drei weitere hätten explodieren können, was das für Auswirkungen gehabt hätte, darüber möchte ich gar nicht nachdenken.

Großen Dank an die Autorin und auch an die Menschen, die dieses Buch möglich gemacht haben.

Einen Punkt Abzug bekommt dieses Buch, weil mir hier das visuelle zu kurz gekommen ist. Einerseits lege ich viel Wert auf Bilder bei solchen Themen, andererseits wäre dadurch vielleicht das Augenmerk zu sehr auf das Ereignis gefallen, es sollte ja um die Menschen gehen.

Trotzdem eine absolute Leseempfehlung für alle, die mental mit diesem Thema umgehen können.

Gisela Reller, Der Krieg aller Kriege

<http://www.reller-rezensionen.de/>

Swetlana Alexijewitsch ist fünfzig Jahre alt, wirkt klein (nicht unscheinbar), energisch und zugleich bescheiden (nicht schüchtern). Als Journalistin war sie - mit offenen Augen und Ohren - schon immer viel im weiten Sowjetland herumgekommen. In ihren Büchern nimmt sie sich seit fast einem Vierteljahrhundert der brisantesten Themen an. Im März 1998 wurde ihr dafür vom Bundespräsidenten Roman Herzog der mit 20.000 Mark dotierte "Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung" verliehen. Die Jury begründete ihre Entscheidung damit, dass der Autorin aufschlussreiche Berichte über die mentale und seelische Verfassung unterschiedlichster Menschen in der zerfallenden sowjetischen Gesellschaft zu verdanken seien.

Swetlana Alexijewitsch sind solche aufschlussreichen Berichte nicht nur über die zerfallende sowjetische Gesellschaft zu verdanken. Bereits ihr erstes Buch berichtet über solche Menschen, die allerdings lebten in der noch existierenden Sowjetunion. In "Der Krieg hat kein weibliches Gesicht" erzählen Frauen, die 1941 freiwillig in einen Krieg gingen, in dem achthunderttausend Mädchen und Frauen nicht nur als Ärztinnen und Krankenschwestern, sondern auch als Scharfschützen, Nachrichtensoldaten, Flieger, Bordschützen, Flakhelfer Kavalleristen, Panzerfahrer... "wie Männer kämpften, aber wie Frauen fühlten".

In ihrem zweiten Buch "Die letzten Zeugen" blieb Swetlana Alexijewitsch beim Thema Krieg und auch beim "Genre der Stimmen" - diesmal aus der Sicht von Kindern.

Nach diesen beiden Büchern beabsichtigte Swetlana Alexijewitsch, nicht mehr über den menschenverachtenden Krieg zu schreiben, sondern plante ein Buch über die menschenfreundliche Liebe. In je hundert "Beichten" sollten Frauen und Männer "über die ewige Sehnsucht nach Glück" erzählen. "Aber", so sagt sie, "der Afghanistan-Krieg machte mir zu schaffen. In der sowjetischen Propaganda hieß es, die sowjetischen Soldaten würden in Afghanistan Häuser bauen, Gärten anlegen... Aber warum kamen dann Tausende Zinksärge von dort?" Nach wie immer ausgiebigen Gesprächen mit Zeitzeugen erschien ihr Buch "Zinkjungen".

Ist jetzt Zeit für die Liebe? Nein. Die tapfere Journalistin und Schriftstellerin entdeckt in einer Zeitung den Abschiedsbrief eines Selbstmörders. In der Russischen Föderation hatten sich 1991 über sechzigtausend Menschen selbst umgebracht, zwanzigtausend mehr als im Jahr zuvor; über eine Million Menschen hatten Selbstmordversuche unternommen. Wieder im "Genre der Stimmen" - inzwischen zu dokumentarischen Dichtungen gereift - schreibt Swetlana Alexijewitsch "Im Banne des Todes". Die Porträts von Ingenieuren und Kraftfahrern, Kellnern und Söldnern, Schülern und Rentnern, Kriegsteilnehmern und Funktionären der KPdSU, die sich erhängten, vergifteten, erschossen, verbrannten oder sich zu Tode stürzten, sind aufregend, traurig, schmerzlich bewegend, ergreifend, bestürzend. Auch unbegreiflich? "Es ist schwer", sagt Swetlana Alexijewitsch, "Menschen, die nicht im 'Sozialismus' lebten, jene Gefühle, Enttäuschungen, Verbitterungen nahe zubringen."

Das begonnene Manuskript über die Liebe liegt noch immer im untersten Schreibtischfach, "denn", so Swetlana Alexijewitsch, "meine Mutter wurde in der Ukraine geboren, ich lebe mit meiner Familie im belarussischen Minsk - ich musste mich erst noch Tschernobyl stellen."

1986 zerstörte eine Serie von Explosionen Reaktor und Gebäude des 4. Energieblocks im ukrainischen Atomkraftwerk Tschernobyl. Während in Russland 0,5 Prozent und in der Ukraine 4,4 Prozent des Territoriums atomar verseucht wurden, waren es in Belarus 23 Prozent. Auch heute noch - zwölf Jahre nach dem Super-GAU - erhöht sich in Belarus mit jedem Jahr die Zahl der Menschen mit Krebserkrankungen, geistiger Unterentwicklung, psychischen Störungen und genetischen Mutationen. Begriffe, die unnahbar wirken, vielleicht in dieser Aufzählung sogar überlesen werden. Wenn man Swetlana Alexijewitschs Buch gelesen hat - was hintereinander ganz und gar unmöglich ist - verbinden sich mit diesen Begriffen Menschenschicksale, die einem das Blut in den Adern gerinnen lassen, die einem die Tränen in die Augen treiben. Ich habe geheult, geheult, geheult... So furchtbar hatte ich mir das alles nicht vorgestellt, nicht vorstellen können. Swetlana Alexijewitsch lässt wieder Beteiligte und Betroffene sprechen. Sprechen? Aufschreien! Keiner, der Tschernobyl nicht mit Krieg vergleicht. Im Dorf Bely Bereg nennt ein Gesprächspartner Tschernobyl** "den Krieg aller Kriege". Swetlana Alexijewitsch zeigt die Belarussen als Volk, das durchleidet, was noch nie auf der Welt von Menschen erlitten wurde.

Aber nicht nur ungeheures Mitleid mit den Betroffenen fühlt man, sondern auch unbändige Wut auf Funktionäre, die den Feuerwehrleuten, Soldaten und Einwohnern bewusst die Gefahr verschwiegen; auf Wissenschaftler, die gegen besseres Wissen Daten manipulierten; auf Beamte, die sich an Vergünstigungen gesund stießen, die für die betroffene Bevölkerung gedacht waren; auf Bürokraten, die - um den Plan zu erfüllen - verstrahlte Felder abernten ließen und verseuchte Milch abliefern; auf Plünderer, die sogar verseuchte Deponien ausraubten, um hoch verstrahltes Hab und Gut werweißwohin zu verscherbeln...

Tschernobyl ist außer in Deutschland in den USA, in Japan und in Frankreich auf dem Markt. In Belarus hat der diktatorische Präsident Lukaschenko Tschernobyl verboten...

* Am 17. März 2011 entdeckte ich den Artikel "Auf verseuchter Scholle" von Swetlana Alexijewitsch (aufgezeichnet von Stefanie Flamm) in "Die Zeit"; er hat mich sehr beeindruckt, deshalb sei er hier zitiert:

"Als ich die ersten Bilder von der japanischen Atomkatastrophe sah, musste ich an eine Episode in Akira Kurosawas Film Träume denken. Der Vulkan Fudschijama bricht aus, ein einzelner Mann rennt gegen den Strom einer Menschenmenge in Tokyo. Er erfährt, dass das benachbarte Atomkraftwerk auch explodiert ist - wohlgeordnet, ein Reaktor nach dem anderen. Plutonium, Cäsium, Strontium treten aus. Die Menschen fliehen, Endzeitstimmung. Ein Wissenschaftler ertränkt sich im Meer. Nachdem ich dann mit meiner japanischen Übersetzerin telefoniert hatte, war mir klar: Geschichte wiederholt sich doch. Es war richtig, dass ich meinem Buch über Tschernobyl den Untertitel Chronik der Zukunft gegeben hatte. Als es Ende der neunziger Jahre herauskam, wurde mir oft gesagt: `Ach, so eine Reaktorkatastrophe passiert doch nur bei euch Russen, in der unzivilisierten Wildnis, wo die Technik uralt ist und sich sowieso niemand an die Sicherheitsstandards hält. Aber unsere Atomkraftwerke im Westen sind sicher. –

Auf meiner Lesereise durch Japan hat man mir die schicken japanischen Atomkraftwerke gezeigt: neueste Technik, die Gebäude waren schön anzusehen. Auch ich konnte mir nicht vorstellen, dass es dort jemals zu einer Kernschmelze kommen würde. –

Dennoch beschlich mich beim Anblick dieser eleganten Architektur ein merkwürdiges Gefühl. Warum, fragte ich mich, stehen die Atomkraftwerke so nahe am Meer? Ist das hier nicht Erdbebengebiet? Dass die Kraftwerke trotzdem genau dort gebaut wurden, daraus spricht die Haltung, auf der unsere moderne Welt basiert: dass der Mensch Herr über die Natur ist, dass er ihre Eruptionen vorhersehen kann. –

Gleichzeitig erinnern die aktuellen Verlautbarungen an die Gorbatschow-Administration vor 25 Jahren. Zuerst hieß es: alles unter Kontrolle, keine Gefahr für Leib und Leben. Dann mussten die Menschen evakuiert werden, im Umkreis von 10,20,30 Kilometern, schließlich wurden Medikamente verteilt, Verhaltensregeln aufgestellt. Doch es gibt einen großen Unterschied. Die damalige Sowjetregierung hatte wirklich keine Ahnung. Sie lebte in der Illusion, es gäbe das gute und das böse Atom. Das eine käme im Krieg zum Einsatz und zerstörte Leben, das andere würde uns beim Aufbau der Zivilisation der Zukunft helfen. - In meiner Erinnerung ist der Sommer 1986 eine seltsame Zeit. Schulen wurden geschlossen, weil die Kinder zu Hause angeblich sicherer waren. Man rasierte ihnen, warum auch immer, die Haare, wusch sie gründlich mit heißem Wasser. Irgendwann hieß es: Ihr dürft bei Regen nicht mehr in den Wald, keine Pilze mehr sammeln, keine Milch trinken. Sogenannte Liquidatoren vergruben verseuchte Erde mitsamt Möbeln und eingerissenen Häusern in nicht verseuchter Erde. Ich sprach damals mit einem Soldaten, der sagte: Auf einen Krieg wären wir besser vorbereitet gewesen. - Das Merkwürdige an dieser Katastrophe war, dass sie nicht wie eine Katastrophe aussah, nicht wie das, was man aus dem Kino kannte. Man lief durch einen satten, grünen Wald im Mai, alles blühte. Tschernobyl war wunderschön - und es wurde mit den Jahren immer schöner. Wenn der Mensch verschwindet, kehrt die Natur zurück. In der unmittelbaren Umgebung des Kraftwerks wohnt fast niemand mehr. In den verlassenen Häusern und Schulen hausen jetzt wilde Tiere. [Merle Hilbk] –

Doch in die erweiterte Gefahrenzone, in dem Umkreis von 30 Kilometern, sind die Menschen längst zurückgekehrt, weil sie dort noch immer Häuser und Gärten besitzen. Mehr als zwei Millionen Menschen wohnen auf der weißrussischen [belarussischen] Seite nahe der ukrainischen Grenze. Wie an vielen Orten der ehemaligen Sowjetunion leben sie von dem, was in ihren Gärten wächst. Niemand hindert sie daran, Kartoffeln, Gurken und Tomaten auf dem verseuchten Boden zu ziehen, Kühe auf das kontaminierte Gras zu schicken. –

Das Thema Tschernobyl ist in Weißrussland [Belarusland] ein Tabu, mein Buch wurde hier nicht verlegt, mein Theaterstück nie aufgeführt. Fragt man die Menschen in der Zone, wie sie hier leben können, winken sie bloß ab. Da sei doch nichts dabei. Aber sie sind nicht dumm. In den zehn Jahren, in denen ich dort Interviews und Gespräche für mein Buch geführt habe, fingen viele immer wieder an zu weinen. –

Ich denke, sie wissen genau, warum ausgerechnet in ihrer Umgebung Kindersterblichkeit, Leukämie und Brustkrebs zunehmen, warum so viele behinderte Babys geboren werden. Aber sie haben keine andere Wahl, sie betrügen sich selbst jeden Tag aufs Neue. –

Man könnte es deshalb zynisch finden, dass weißrussische [belarussische] und ukrainische Agenturen nun schon seit 15 Jahren Touren durchs Katastrophengebiet anbieten, die auf ukrainischer Seite sogar von der Regierung unterstützt werden. - Auch 25 Jahre nach der Katastrophe haben die Menschen Tschernobyl noch nicht verstanden. Wir haben noch immer weniger Angst vor einem atomaren Unfall als davor, dass uns irgendwann der Strom ausgehen könnte."

****** Im Februar 2013 drückten Schneemassen Gebäudeteile des Reaktors ein; gegenwärtig wird eine neue Schutzhülle gebaut.

Nobelpreis für Literatur 2015

Die Schwedische Akademie verlieh Swetlana Alexijewitsch im Jahr 2015 den Nobelpreis für Literatur mit einer sehr präzisen und treffenden Begründung:

„Für ihr vielstimmiges Werk, das dem Leiden und dem Mut in unserer Zeit ein Denkmal setzt.“

Diese Entscheidung war in mehrfacher Hinsicht bedeutsam und lässt sich durch folgende Kernpunkte der Jury-Entscheidung untermauern:

1. Die Erschaffung eines neuen Genres

Die Akademie würdigte, dass Alexijewitsch die Grenzen zwischen Journalismus und hoher Literatur aufgelöst hat. Sie hat die „**literarische Reportage**“ (oder den „Stimmen-Roman“) so perfektioniert, dass ihre Dokumentationen über historische Ereignisse wie Tschernobyl oder den Zweiten Weltkrieg als eigenständige Kunstwerke gelten. Sie schreibt nicht *über* Geschichte, sondern lässt Geschichte durch die Menschen selbst entstehen.

2. Die „Polyphonie“ (Vielstimmigkeit)

Das Wort „vielstimmig“ in der Begründung ist zentral. Die Jury erkannte an, dass sie nicht eine einzelne Wahrheit verkündet, sondern einen **Chor aus Stimmen** arrangiert. Dieser Stil erlaubt es, die Komplexität menschlicher Erfahrung abzubilden, ohne sie durch eine autoritäre Erzählerstimme zu glätten.

3. Das „Denkmal für Leiden und Mut“

Alexijewitsch konzentriert sich auf den sogenannten „**kleinen Menschen**“. In ihren Büchern geht es nicht um Generäle oder Politiker, sondern um Krankenschwestern, einfache Soldaten, Witwen und Kinder.

- Die Begründung hebt hervor, dass sie diesen Menschen, deren Stimmen in der offiziellen Geschichtsschreibung oft verloren gehen, eine bleibende Form (ein „Denkmal“) gegeben hat.
- Sie dokumentiert dabei nicht nur das Grauen (das Leiden), sondern auch die unvorstellbare menschliche Widerstandskraft (den Mut).

4. Die Erforschung der „sowjetischen Seele“

Die Akademie sah in ihrem Gesamtwerk eine umfassende Chronik des „Homo Sovieticus“. Sie hat die seelischen Erschütterungen während und nach dem Zusammenbruch des sowjetischen Experiments kartografiert – von der Katastrophe in Tschernobyl bis hin zum Alltag im Sozialismus und dessen Ende.

Fun Fact: Swetlana Alexijewitsch war die erste Journalistin überhaupt und die erste Person aus Belarus, die diesen Preis erhielt. Ihre Auszeichnung galt damals auch als starkes Signal für die Bedeutung der Wahrheit und des Dokumentarischen in einer Zeit zunehmender politischer Desinformation.

Persönliche Reaktion auf den Nobelpreis

Die Reaktion von Swetlana Alexijewitsch auf die Nachricht ihres Nobelpreises im Jahr 2015 war geprägt von einer Mischung aus tiefer Bescheidenheit, politischer Wachsamkeit und einer starken Identifikation mit den Menschen, deren Geschichten sie erzählt.

Ihre Reaktion lässt sich in drei Phasen unterteilen:

1. Die unmittelbare Reaktion: Unglaube und „Angst“

Als sie den Anruf der Schwedischen Akademie erhielt, war sie gerade zu Hause in Minsk und bügelte.

- **Unglaube:** In einem ersten Telefoninterview kurz nach der Bekanntgabe sagte sie: „Es ist schwer zu glauben, dass es wahr ist.“
- **Verantwortungsgefühl:** Sie beschrieb ein „beklemmendes Gefühl“ angesichts der Größe der Auszeichnung. Sie fühlte sich nun verpflichtet, „die Messlatte nicht niedriger zu legen“, und empfand die Last der Verantwortung für die Stimmen, die sie vertritt.

2. Die politische Einordnung (Pressekonferenz in Minsk)

Kurz nach der Bekanntgabe hielt sie in der Redaktion der oppositionellen Zeitung *Nascha Niwa* eine Pressekonferenz ab. Dabei wurde deutlich, dass sie den Preis auch als Schutzschild und Plattform sah:

- **Kritik an der Macht:** Sie nutzte den Moment, um die autoritären Strukturen in Belarus und Russland zu kritisieren. Sie betonte, dass sie das „Russland von Tolstoi und Tschechow“ liebe, aber nicht das „Russland von Putin und Stalin“.
- **Kulturelle Identität:** Sie bezeichnete sich als Mensch der „belarussischen Welt“, geprägt von russischer Kultur und ukrainischem Blut (ihre Mutter war Ukrainerin), und widmete den Preis ihrem Heimatland Belarus, das zuvor noch nie einen Nobelpreis erhalten hatte.

3. Die Nobelvorlesung: „Das Leiden als Kapital“

In ihrer offiziellen Rede in Stockholm („*Über den verlorenen Kampf*“) wurde sie philosophisch und widmete den Preis ihren Protagonisten:

- **Kollektive Auszeichnung:** Sie betonte immer wieder, dass sie nicht alleine auf dem Podium stehe, sondern dass die Stimmen derer, die sie interviewt hat – die Soldaten, die Witwen, die Kinder –, durch sie sprechen.
- **Das Erbe des Leidens:** Sie sprach über die „rote Seele“ und die Unfähigkeit der post-sowjetischen Gesellschaft, aus dem jahrelangen Leiden Freiheit zu gewinnen. Ihr berühmter Satz aus der Rede war: „*Das Leiden ist unser einziges Kapital, unser einziger Rohstoff, den wir stetig fördern.*“

Kurz gesagt: Sie reagierte weniger wie ein feiernder Star, sondern eher wie eine **treue Chronistin**, die den Preis als Verpflichtung gegenüber den Opfern der Geschichte und als politische Chance begriff, die Wahrheit über die sowjetische und post-sowjetische Realität weltweit hörbar zu machen.

Nobelpredigt von Swetlana Alexijewitsch „Von einer verlorenen Schlacht“

https://www.nobelprize.org/uploads/2018/06/alexievich-lecture_ty.pdf

Ich stehe auf diesem Podium nicht allein ... Ich bin umgeben von Stimmen, von Hunderten Stimmen, sie sind immer bei mir. Seit meiner Kindheit. Ich lebte auf dem Land. Wir Kinder spielten gern draußen, doch abends wurde wir magnetisch angezogen von den Bänken, auf denen sich vor ihren Häusern oder Katen, wie man bei uns sagt, die müden Frauen versammelten. Keine von ihnen hatte noch einen Ehemann, Vater oder Bruder, ich erinnere mich an keine Männer in unserem Dorf nach dem Krieg – während des Zweiten Weltkriegs ist jeder vierte Weißrusse an der Front oder als Partisan gefallen. Die Welt unserer Kindheit nach dem Krieg war eine Welt der Frauen. Am stärksten blieb mir in Erinnerung, dass die Frauen nicht vom Tod sprachen, sondern von der Liebe. Sie erzählten, wie sie sich am letzten Tag von ihrem Liebsten verabschiedet hatten, wie sie auf ihn gewartet hatten und noch immer warteten. Es waren bereits Jahre vergangen, doch sie warteten noch immer. „*Mag er ohne Arme zurückkehren, ohne Beine, dann trage ich ihn eben auf dem Arm.*“ Ohne Arme ... ohne Beine ... Ich glaube, ich wusste schon als Kind, was Liebe ist ...

Hier einige traurige Melodien aus dem Chor, den ich höre ...

Erste Stimme:

„Warum willst du das wissen? Das ist so traurig. Ich habe meinen Mann im Krieg kennengelernt. Ich war Panzersoldatin. Bin bis Berlin gekommen. Ich weiß noch, wir standen vorm Reichstag, damals war er noch nicht mein Mann, und er sagt: ‚Lass uns heiraten. Ich liebe dich.‘ Da fühlte ich mich auf einmal so gekränkt – wir steckten den ganzen Krieg über im Dreck, in Blut, hörten nichts als Flüche. Ich antwortete: ‚Mach erst mal eine Frau aus mir: Schenk mir Blumen, sag mir schöne Worte, und wenn ich demobilisiert bin, dann nähe ich mir ein Kleid.‘ Ich hätte ihn am liebsten geschlagen, so gekränkt war ich. Er hat das alles gespürt, seine eine Wange war verbrannt, sie war voller Narben, und auf diesen Narben sah ich Tränen. ‚Gut, ich heirate dich.‘ Das sagte ich ... und konnte selbst nicht glauben, dass ich das gesagt hatte ... Um uns herum Ruß, Trümmerbrocken, mit einem Wort – Krieg ...“

Zweite Stimme:

„Wir wohnten in der Nähe des Atomkraftwerks Tschernobyl. Ich habe als Konditorin gearbeitet, Süßes gebacken. Mein Mann war bei der Feuerwehr. Wir hatten gerade geheiratet, gingen sogar zum Einkaufen Hand in Hand. An dem Tag, als der Reaktor explodierte, hatte mein Mann Dienst bei der Feuerwehr. Sie fuhren in ihren Hemden zum Einsatz, in ihren Alltagsachen; da war eine Explosion im Atomkraftwerk, und sie bekamen nicht mal Schutzkleidung. So haben wir gelebt ... Das wissen Sie ja ... Die ganze Nacht löschten sie das Feuer und kriegten tödliche Strahlendosen ab. Am nächsten Morgen wurden sie nach Moskau geflogen. Akute Strahlenkrankheit ... damit überlebt man nur wenige Wochen ... Mein Mann war stark, er war Sportler, er starb als Letzter. Als ich kam, hieß es, er liege in einer Schutzbox, da dürfe niemand rein. ‚Ich liebe ihn‘, bat ich. ‚Sie werden von Soldaten versorgt. Was willst du da?‘ ‚Ich liebe ihn.‘ Sie redeten auf mich ein: ‚Das ist nicht mehr der Mensch, den du liebst, das ist ein Objekt, das dekontaminiert werden muss. Verstehst du?‘ Doch ich sagte mir immer wieder nur: Ich liebe ihn, ich liebe ihn ... In der Nacht stieg ich die Feuertreppe hoch zu ihm ... Oder überredete die Nachtwächter, gab ihnen Geld, damit sie mich reinließen ... Ich habe ihn nicht alleingelassen, ich war bis zum Ende bei ihm ... Nach seinem Tod ... einige Monate nach seinem Tod brachte ich ein Mädchen zur Welt, sie lebte nur

ein paar Tage. Sie ... Wir hatten uns so auf sie gefreut, und ich habe sie getötet ... Sie hat mich gerettet, sie hat die gesamte Strahlendosis aufgefangen. Sie war so winzig ... So ein Krümelchen ... Aber ich liebte sie alle beide. Kann denn Liebe töten? Warum ist das so eng beieinander – Liebe und Tod? Die liegen immer beisammen. Wer kann mir das erklären? Ich knie am Grab ...“

Dritte Stimme:

„Als ich das erste Mal einen Deutschen tötete ... Ich war zehn Jahre alt, die Partisanen nahmen mich schon mit zu Einsätzen. Der Deutsche lag auf dem Boden, verwundet ... Ich sollte ihm die Pistole abnehmen, ich lief hin, doch der Deutsche hatte die Pistole mit beiden Händen gepackt und fuchtelte damit vor meinem Gesicht herum. Aber er schaffte es nicht, als Erster zu schießen, ich war schneller ...

Ich war nicht erschrocken, weil ich jemanden getötet hatte ... Und im Krieg dachte ich nie an ihn. Es gab zu viele Tote ringsum, wir waren umgeben von Toten. Ich wunderte mich, als ich viele Jahre später plötzlich anfing, von diesem Deutschen zu träumen. Das war überraschend ... Der Traum kam immer wieder ... Ich fliege, und er hält mich fest. Ich steige auf ... Fliege ... fliege ... Er holt mich ein, und ich falle, zusammen mit ihm. Ich falle in eine Grube. Ich will aufstehen, mich aufrichten ... Aber er lässt mich nicht ... Seinetwegen kann ich nicht wegfliegen ...

Ein und derselbe Traum ... Er verfolgte mich Jahrzehnte ...

Meinem Sohn kann ich von diesem Traum nicht erzählen. Als mein Sohn noch klein war, konnte ich es nicht, da las ich ihm Märchen vor. Nun ist mein Sohn erwachsen – aber ich kann es trotzdem nicht ...“

Flaubert nannte sich einen Mann der Feder, ich kann von mir sagen, ich bin ein Mensch des Ohres. Wenn ich die Straße entlang gehe und Worte, Sätze, Ausrufe aufschnappe, denke ich immer: Wie viele Romane doch spurlos in der Zeit untergehen. Im Dunkel. Einen Teil des menschlichen Lebens, den mündlichen, konnten wir nicht für die Literatur erobern. Wir haben ihn bisher nicht geschätzt, nicht bestaunt, nicht bewundert. Mich aber hat er in seinen Bann geschlagen und gefangen-genommen. Ich liebe es, wie Menschen sprechen ... Ich liebe die einzelne menschliche Stimme. Das ist meine größte Liebe und Leidenschaft.

Mein Weg auf dieses Podium dauerte fast vierzig Jahre, von Mensch zu Mensch, von Stimme zu Stimme. Ich kann nicht sagen, dass ich diesem Weg immer gewachsen gewesen wäre – viele Male war ich erschüttert und entsetzt vom Menschen, begeistert und angewidert, wollte das Gehörte vergessen, zurückkehren in die Zeit, da ich noch unwissend war. Auch weinen vor Freude, dass ich den Menschen als schön erlebt hatte, wollte ich oft.

Ich habe in einem Land gelebt, in dem wir von Kindheit an mit dem Sterben vertraut gemacht wurden. Mit dem Tod. Man sagte uns, der Mensch lebe, um sich hinzugeben, zu verbrennen, sich zu opfern. Wir wurden dazu erzogen, den Mann mit dem Gewehr zu lieben. Wäre ich in einem anderen Land aufgewachsen, hätte ich diesen Weg nicht gehen können. Das Böse ist schonungslos, man muss dagegen geimpft sein. Doch wir sind unter Tätern und Opfern aufgewachsen. Auch wenn unsere Eltern uns nicht alles, ja, oft sogar gar nichts erzählten, war doch die ganze Atmosphäre unseres Landes damit infiziert. Das Böse lag die ganze Zeit auf der Lauer.

Ich habe fünf Bücher geschrieben, doch sie erscheinen mir wie ein einziges Buch. Ein Buch über die Geschichte einer Utopie ...

Warlam Schalamow schrieb einmal: „*Ich war Teilnehmer einer gewaltigen verlorenen Schlacht um eine wahrhaftige Erneuerung der Menschheit.*“ Ich rekonstruiere die Geschichte dieser Schlacht, ihrer Siege und ihrer Niederlagen. Den Versuch, das Himmelreich auf Erden zu errichten. Das Paradies! Die Sonnenstadt! Doch am Ende blieben ein Meer von Blut und Millionen vernichteter Menschenleben. Aber es gab eine Zeit, da konnte sich keine politische Idee des 20. Jahrhunderts mit dem Kommunismus (und der Oktoberrevolution als ihrem Symbol) messen, da besaß keine andere Idee eine so starke und strahlende Anziehungskraft auf westliche Intellektuelle und Menschen in der ganzen Welt. Raymond Aron nannte die russische Revolution „*das Opium für die Intellektuellen*“. Die Idee des Kommunismus ist mindestens zweitausend Jahre alt. Wir finden sie bei Platon in seiner Lehre vom idealen und gerechten Staat, bei Aristophanes im Traum von einer Zeit, in der alles „Gemeingut“ sein wird ... Bei Thomas More und bei Tommaso Campanella ... Später bei Saint-Simon, bei Fourier und Owen. Irgendetwas in der russischen Mentalität führte zu dem Versuch, diese Träume Wirklichkeit werden zu lassen.

Vor zwanzig Jahren nahmen wir mit Flüchen und Tränen Abschied vom „roten“ Imperium. Heute können wir ruhiger auf die jüngste Geschichte zurückblicken, sie als eine historische Erfahrung betrachten. Das ist wichtig, denn die Debatten über den Sozialismus sind bis heute nicht verstummt. Eine neue Generation mit einem anderen Weltbild ist herangewachsen, doch viele junge Menschen lesen wieder Marx und Lenin. In russischen Städten werden Stalin-Museen eröffnet, Stalin-Denkmäler aufgestellt.

Das „rote“ Imperium existiert nicht mehr, der „rote“ Mensch aber ist noch da. Er lebt weiter.

Mein Vater, er ist vor kurzem gestorben, war bis zum Schluss ein gläubiger Kommunist, hütete seinen Parteiausweis. Ich konnte nie das abfällige Wort *Sowok* benutzen, denn dann hätte ich meinen Vater so nennen müssen, Menschen, die mir nahestehen, Bekannte und Freunde. Sie alle stammen von dort, aus dem Sozialismus. Unter ihnen gibt es viele Idealisten. Romantiker. Heute werden sie anders genannt: Romantiker der Sklaverei. Sklaven einer Utopie. Ich glaube, sie alle hätten auch ein anderes Leben führen können, aber sie führten ein sowjetisches Leben. Warum? Nach der Antwort auf diese Frage habe ich lange gesucht, ich bin durch das riesige Land gereist, das bis vor kurzem UdSSR hieß, habe Tausende Tonbandaufnahmen gemacht. Es war Sozialismus, und es war einfach unser Leben. Stück für Stück, Krume für Krume habe ich die Geschichte des „privaten“, des „inneren“ Sozialismus gesammelt. Habe erforscht, wie er in der menschlichen Seele wirkte. Mich interessierte dieser kleine Raum – der Mensch ... der einzelne Mensch. Denn da geschieht im Grunde alles.

Nach dem Krieg schrieb Theodor W. Adorno erschüttert: „*Nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben ist barbarisch.*“ Mein Lehrer Ales Adamowitsch, den ich heute voller Dankbarkeit erwähnen möchte, betrachtete auch das Schreiben von Prosa nach den Ungeheuerlichkeiten des 20. Jahrhunderts als Frevel. Hier dürfe man nichts erfinden. Die Wahrheit müsse so dargestellt werden, wie sie sei. Nötig sei eine „*Überliteratur*“. Zu Wort kommen müsse der Zeitzeuge. Das erinnert an Nietzsches Aussage, ein Künstler halte keine Wirklichkeit aus. Er blicke weg.

Mich hat stets gequält, dass die Wahrheit nicht in ein einziges Herz, in einen einzigen Verstand passt. Dass sie zersplittert ist, vielfältig, unterschiedlich, in der Welt zerstreut. Bei Dostojewski findet sich der Gedanke, dass die Menschheit mehr über sich wisse, viel mehr, als sie in der Literatur festhalten konnte. Was tue ich? Ich sammle den Alltag von Gefühlen, Gedanken, Worten. Ich sammle das Leben meiner Zeit. Mich interessiert die Geschichte der Seele. Das Leben der Seele. Das, was die große Geschichtsschreibung gewöhnlich auslässt, was sie hochmütig übersieht. Ich beschäftige mich mit der ausgelassenen Geschichte. Oft genug habe ich gehört und höre noch heute, das sei keine Literatur, sondern Dokumentation. Doch was ist heute Literatur? Wer hat eine Antwort auf diese Frage? Unser Leben ist heute schneller als früher. Der Inhalt sprengt die Form. Bricht und verändert

sie. Alles sprengt seinen Rahmen: die Musik, die Malerei, und auch im Dokument sprengt das Wort die Grenzen des Dokumentarischen. Es gibt keine Grenze zwischen Tatsache und Erfindung, sie gehen ineinander über. Auch ein Zeitzeuge ist nicht unparteiisch. Wenn der Mensch erzählt, ist er kreativ, er ringt mit der Zeit wie der Bildhauer mit dem Marmor. Er ist Schauspieler und Schöpfer.

Mich interessiert der kleine Mensch. Der große kleine Mensch, so würde ich es nennen, denn sein Leiden macht ihn groß. In meinen Büchern erzählt er seine eigene kleine Geschichte und damit zugleich auch die große Geschichte. Was mit uns geschehen ist und mit uns geschieht, ist noch nicht verarbeitet, es muss ausgesprochen werden. Für den Anfang wenigstens ausgesprochen werden. Wir scheuen uns davor, solange wir nicht in der Lage sind, unsere Vergangenheit zu bewältigen. In Dostojewskis *Dämonen* sagt Schatow zu Stawrogin zu Beginn ihres Gesprächs: *„Wir sind hier zwei Wesen und begegnen uns in der Unendlichkeit ... zum letzten Mal auf der Welt. Lassen Sie von Ihrem Ton ab und nehmen Sie einen menschlichen Ton an! Reden Sie wenigstens einmal mit menschlicher Stimme.“*

Ungefähr so beginnen meine Gespräche mit meinen Protagonisten. Natürlich erzählt jeder Mensch aus seiner Zeit heraus, er kann nicht aus dem Nichts erzählen! Aber zur menschlichen Seele durchzudringen ist schwer, sie ist zugemüllt mit dem Aberglauben des Jahrhunderts, mit seinen Lügen und Vorurteilen. Mit Fernsehen und Zeitungen.

Ich möchte einige Seiten aus meinen Notizbüchern zitieren, um zu zeigen, wie die Zeit voranschritt ... wie die Idee langsam starb ... Wie ich ihren Spuren folgte ...

1980–1985

Ich schreibe ein Buch über den Krieg ... Warum über den Krieg? Weil wir Menschen des Krieges sind - wir haben immer gekämpft oder uns auf einen Krieg vorbereitet. Wenn wir es genau betrachten, denken wir alle wie im Krieg. Zu Hause, auf der Straße. Darum ist ein Menschenleben bei uns so wenig wert. Alles ist wie im Krieg.

Anfangs hatte ich Zweifel. Noch ein Buch über den Krieg ... Wozu?

Auf einer meiner Reisen als Journalistin traf ich eine Frau, die im Krieg Sanitäterin gewesen war. Sie erzählte: Sie liefen im Winter über den Ladogasee, der Feind entdeckte sie und begann mit dem Beschuss. Pferde und Menschen versanken unterm Eis. Es war Nacht, und sie packte einen Verwundeten und schleppte ihn ans Ufer. „Ich hab ihn geschleppt, er war nass und nackt, ich dachte, es hätte ihm die Kleider von Leib gerissen“, erzählte sie. „Doch am Ufer sah ich, dass ich einen riesigen verwundeten Fisch rausgeschleppt hatte, einen Beluga. Ich schrie einen dreistöckigen Fluch – die Menschen leiden, aber die Tiere, die Vögel, die Fische – wofür? Auf einer anderen Reise hörte ich die Geschichte einer Sanitäterin einer Kavallerieschwadron, die während eines Gefechts einen verwundeten Deutschen in einen Bombenrichter geschleppt hatte und erst da entdeckte, dass es ein Deutscher war, sein Bein war zertrümmert, er blutete. Aber er war doch ein Feind! Was tun? Dort oben starben die eigenen Jungs! Doch sie verband den Deutschen und kroch weiter. Schleppte einen russischen Soldaten an, er war bewusstlos, und als er zu sich kommt, will er den Deutschen töten, und als der zu sich kommt, greift er zur Maschinenpistole und will den Russen töten. *„Ich hab ihnen in die Fresse gehauen, beiden. Unsere Beine“*, erinnerte sie sich, *„waren voller Blut. Das Blut hat sich vermischt.“*

Das war ein Krieg, den ich nicht kannte. Der Krieg der Frauen. Da ging es nicht um Helden. Nicht darum, wie die einen heldenhaft die anderen töteten. Ich erinnere mich an die Worte einer Frau: *„Nach dem Gefecht gehst du übers Schlachtfeld. Da liegen sie ... Alle jung und so schön. Sie liegen da und schauen zum Himmel. Sie tun dir leid, die einen wie die anderen.“* Dieses *„die einen wie die anderen“* sagte mir, worum es in meinem Buch gehen würde. Darum, dass Krieg Mord ist. So haben

es die Frauen in Erinnerung. Eben noch hat der Mensch gelächelt, geraucht – und nun ist er nicht mehr da. Am häufigsten sprechen die Frauen über das Verschwinden, darüber, wie schnell im Krieg alles zum Nichts wird. Der Mensch wie die menschliche Zeit. Ja, sie haben sich aus freien Stücken an die Front gemeldet, mit 17, 18 Jahren, aber sie wollten nicht töten. Doch sie waren bereit zu sterben. Zu sterben für die Heimat. Und, ja – aus der Geschichte lässt sich kein Wort streichen –, auch für Stalin.

Das Buch wurde zwei Jahre lang nicht gedruckt, es konnte vor der Perestroika nicht erscheinen. Vor Gorbatschow. „Nach Ihrem Buch geht doch niemand mehr kämpfen“, belehrte mich der Zensor. „Ihr Krieg ist grausam. Warum gibt es bei Ihnen keine Helden?“ Ich habe nicht nach Helden gesucht. Ich habe Geschichte festgehalten, durch die Berichte ihrer unbeachtet gebliebenen Zeugen und Beteiligten. Sie wurden nie befragt. Was die Menschen über die großen Ideen denken, einfache Menschen, wissen wir nicht. Gleich nach dem Krieg hätte ein Beteiligter ihn anders erzählt als zehn Jahre später, natürlich, in ihm verändert sich etwas, denn er legt sein ganzes Leben in seine Erinnerungen. Sein ganzes Ich. Wie er in diesen Jahren gelebt, was er gelesen und gesehen hat, wem er begegnet ist. Woran er glaubt. Und nicht zuletzt, ob er glücklich ist oder nicht. Dokumente sind lebendige Wesen, sie verändern sich mit uns ...

Aber ich bin absolut sicher, dass es solche Mädchen wie die Kriegsmädchen von 1941 nie wieder geben wird. Es war die Blütezeit der „roten“ Idee, mehr noch als die Revolution und Lenin. Ihr Sieg verdrängt für sie bis heute den Gulag. Ich liebe diese Mädchen sehr. Aber ich konnte mit ihnen nicht über Stalin reden, darüber, dass nach dem Krieg Züge voller Sieger nach Sibirien gebracht wurden, mit Menschen, die mutiger waren als andere. Die Übrigen kamen zurück und schwiegen. Einmal habe ich gehört: „Frei waren wir nur im Krieg. An der vordersten Front.“ Unser größtes Kapital ist das Leiden. Nicht Öl und nicht Gas, nein, das Leiden. Das ist das Einzige, das wir stetig fördern. Ich suche ständig nach einer Antwort auf die Frage: Warum lässt sich unser Leiden nicht in Freiheit konvertieren? Ist es etwa ganz umsonst? Tschaadajew hatte Recht: Russland ist ein Land ohne Gedächtnis, ein Raum totaler Amnesie, ein jungfräuliches Bewusstsein für Kritik und Reflexion.

Große Bücher liegen auf der Straße ...

1989

Ich bin in Kabul. Ich wollte nicht mehr über den Krieg schreiben. Doch nun bin ich in einem richtigen Krieg. In der Zeitung *Prawda* steht: „Wir helfen dem brüderlichen afghanischen Volk beim Aufbau des Sozialismus.“ Überall Menschen des Krieges, Kriegsgegenstände. Kriegszeit.

Gestern durfte ich nicht mit zum Gefecht: „Bleiben Sie im Hotel, junge Frau. Sonst muss ich mich nachher für Sie verantworten.“ Ich sitze im Hotel und denke: Es liegt etwas Unmoralisches im Beobachten fremden Mutes und fremden Risikos. Ich bin schon über eine Woche hier und werde das Gefühl nicht los, dass der Krieg eine Schöpfung der männlichen Natur ist, mir unbegreiflich. Aber die Alltäglichkeit des Krieges ist gewaltig. Ich entdeckte, dass Waffen schön sind: Maschinenpistolen, Minen, Panzer. Der Mensch hat viel darüber nachgedacht, wie man einen anderen Menschen am besten tötet. Der ewige Streit zwischen Wahrheit und Schönheit. Mir wurde eine neue italienische Mine gezeigt, und meine „weibliche“ Reaktion: „Sie ist schön. Warum ist sie schön?“ Militärisch exakt wurde mir erläutert, wenn man auf diese Mine fahre oder so drauftrete ... in diesem Winkel ... dann bleibe von einem Menschen nur noch ein Eimer voll Fleisch übrig. Über Unnormales wird hier geredet wie über etwas ganz Normales, Selbstverständliches. Es sei eben Krieg ... Niemand verliert den Verstand bei diesen Bildern, darüber, dass da ein Mensch auf der Erde liegt, getötet nicht von einer Naturgewalt, nicht durch das Schicksal, sondern von einem anderen Menschen.

Ich habe gesehen, wie eine „*schwarze Tulpe*“ beladen wurde, ein Flugzeug, mit dem die Zinksärge mit Getöteten in die Heimat gebracht werden. Den Toten werden oft alte Uniformen aus den vierziger Jahren angezogen, mit Stiefelhosen, manchmal reichen auch diese Uniformen nicht. Soldaten unterhalten sich: „*Ins Kühlhaus wurden neue Tote gebracht. Das stinkt wie vergammeltes Wildschwein ...*“ Darüber werde ich schreiben. Ich fürchte, zu Hause wird man mir nicht glauben. Unsere Zeitungen berichten über Alleen der Freundschaft, die von sowjetischen Soldaten gepflanzt werden.

Ich rede mit jungen Soldaten, viele sind freiwillig hier. Haben sich selbst gemeldet. Mir fiel auf, dass die meisten aus der Intelligenz stammen – Kinder von Lehrern, Ärzten, Bibliothekaren ... kurz, von Büchermenschen. Sie träumten aufrichtig davon, dem afghanischen Volk beim Aufbau des Sozialismus zu helfen. Jetzt lachen sie über sich. Sie zeigten mir eine Stelle auf dem Flugplatz, wo Hunderte Zinksärge lagen, geheimnisvoll glänzten sie in der Sonne. Der Offizier, der mich begleitete, sagte spontan: „*Vielleicht liegt hier auch mein Sarg ... In den sie mich dann legen ... Wofür kämpfe ich hier eigentlich?*“ Sofort erschrak er über seine Worte. „*Schreiben Sie das nicht auf.*“

In der Nacht träumte ich von Gefallenen, alle hatten erstaunte Gesichter: Wieso bin ich tot? Bin ich wirklich tot?

Ich begleitete Krankenschwestern in ein Hospital für afghanische Zivilisten, wir brachten den Kindern Geschenke. Spielzeug, Gebäck, Bonbons. Ich sollte fünf Plüschteddys verteilen. Wir kamen an – eine lange Baracke, an Bettzeug hatten alle nur eine Decke. Eine junge Afghanin mit einem Kind auf dem Arm trat zu mir, sie wollte etwas sagen, in den zehn Jahren haben hier alle etwas Russisch gelernt, ich gab dem Kind den Teddy, und er nahm ihn mit den Zähnen. „*Warum nimmt er ihn mit den Zähnen?*“, fragte ich erstaunt. Die Afghanin riss die Decke von dem kleinen Körper, dem Jungen fehlten beide Arme. „*Das waren deine russischen Bomben.*“ Irgendwer hielt mich, ich sackte zusammen ...

Ich habe gesehen, wie unsere Grad-Raketen Kischlaks in einen umgepflügten Acker verwandeln. Ich war auf einem afghanischen Friedhof, so lang wie ein Kischlak. Irgendwo in der Mitte des Friedhofs schrie eine Frau. Ich erinnerte mich, wie in einem Dorf bei Minsk ein Zinksarg in ein Haus gebracht wurde und wie die Mutter heulte. Das war kein menschlicher Schrei und nicht der Schrei eines Tieres ... Genauso ein Schrei wie der auf dem afghanischen Friedhof ...

Ich gestehe, ich war nicht sofort frei. Ich war aufrichtig zu meinen Protagonisten, und sie vertrauten mir. Jeder von uns hatte seinen eigenen Weg zur Freiheit. Bis Afghanistan glaubte ich an einen Sozialismus mit menschlichem Gesicht. Von dort kehrte ich ohne alle Illusionen zurück. „*Verzeih mir, Vater*“, sagte ich, als ich ihn besuchte, „*du hast mich mit dem Glauben an die kommunistischen Ideale erzogen, aber ich musste nur einmal sehen, wie junge Menschen, eben noch sowjetische Schüler, wie du und Mama sie unterrichteten (meine Eltern waren Lehrer auf dem Land), wie diese jungen Menschen auf fremdem Boden andere Menschen töten, als ich das sah, zerfielen alle deine Worte zu Staub. Wir sind Mörder, Papa, verstehst du?!*“ Mein Vater fing an zu weinen.

Aus Afghanistan kehrten viele als freie Menschen zurück. Aber ich kenne auch ein anderes Beispiel. Dort in Afghanistan hatte ein junger Mann mich angeschrien: „*Was verstehst du als Frau schon vom Krieg? Meinst du, die Menschen sterben im Krieg so wie in den Büchern und Filmen? Da sterben sie schön, aber gestern wurde mein Freund getötet, eine Kugel hat ihn am Kopf getroffen. Er ist noch zehn Meter gelaufen, wollte sein Gehirn festhalten ...*“ Doch zehn Jahre später erzählt derselbe junge Mann, inzwischen ein erfolgreicher Geschäftsmann, gern von Afghanistan. Er rief mich an: „*Was sollen deine Bücher? Sie sind zu grausam.*“ Er war nun ein anderer Mensch, nicht mehr der, den ich inmitten von lauter Tod getroffen hatte und der nicht mit zwanzig Jahren sterben wollte ...

Ich habe mich gefragt, was für ein Buch über den Krieg ich gern schreiben möchte. Ich würde gern über einen Menschen schreiben, der nicht schießt, der nicht auf einen anderen Menschen schießen kann, den allein der Gedanke an Krieg leiden lässt. Wo ist dieser Mensch? Ich bin ihm nicht begegnet.

1990–1997

Diese russische Literatur ist deshalb interessant, weil nur sie von der einzigartigen Erfahrung erzählen kann, die das einst riesige Land durchgemacht hat. Ich werde oft gefragt: Warum schreiben Sie ständig über Tragisches? Weil wir so leben. Wir leben zwar heute in verschiedenen Ländern, doch überall ist der „rote“ Mensch noch da. Der Mensch aus jenem Leben, mit diesen Erinnerungen.

Über Tschernobyl wollte ich lange nicht schreiben. Ich wusste nicht, wie, mit welchem Instrumentarium, wo ansetzen. Der Name meines kleinen, unscheinbaren Landes in Europa, von dem die Welt zuvor fast nichts gehört hatte, ertönte plötzlich in allen Sprachen, und wir Weißrussen wurden zum Tschernobyl-Volk. Wir hatten als Erste Berührung mit dem Unbekannten. Nun wurde klar: Neben den kommunistischen, nationalen und neuen religiösen Herausforderungen erwarten uns noch weitere, viel schlimmere, totale, die uns bislang verborgen sind. Einiges trat durch Tschernobyl zutage ...

Ich erinnere mich, wie ein Taxifahrer wild fluchte, als eine Taube gegen die Windschutzscheibe flog: *„Jeden Tag sterben so zwei, drei Vögel. Aber in der Zeitung heißt es, die Situation sei unter Kontrolle.“*

In den Stadtparks wurde das Laub zusammengekehrt, aus der Stadt gebracht und begraben. Von verseuchten Orten wurde die Erde abgetragen und ebenfalls begraben – Erde wurde in Erde begraben. Gras wurde begraben und Brennholz. Die Menschen wirkten wie nicht ganz bei Sinnen. Ein alter Imker erzählte: *„Ich komme früh in den Garten, und da fehlt etwas, ein vertrautes Geräusch. Keine einzige Biene ... Ich höre keine einzige Biene. Keine einzige! Was ist los? Was? Auch am zweiten Tag flogen sie nicht aus und auch nicht am dritten ... Dann wurden wir informiert, dass es im Atomkraftwerk einen Unfall gab, und das ist ganz in der Nähe. Aber lange wussten wir gar nichts. Die Bienen wussten Bescheid, aber wir nicht.“* Die Zeitungsberichte über Tschernobyl waren voller Kriegsbegriffe: Explosion, Helden, Soldaten, Evakuierung ... Im Kraftwerk selbst ermittelte das KGB. Sie suchten nach Spionen und Saboteuren, es gingen Gerüchte um, der Unfall sei eine geplante Aktion westlicher Geheimdienste, um das sozialistische Lager zu schwächen. Militärtechnik und Soldaten wurden nach Tschernobyl geschickt. Das System handelte wie gewohnt, militärisch, doch der Soldat mit der nagelneuen Maschinenpistole war in dieser neuen Welt eine tragische Figur. Er konnte nur eines: eine enorme Strahlendosis abbekommen und sterben, wenn wieder zu Hause war.

Vor meinen Augen wurde der Vor-Tschernobyl-Mensch zum Tschernobyl-Menschen.

Radioaktivität kann man nicht sehen, nicht anfassen, nicht riechen ... Die Welt um uns herum war so vertraut und zugleich so fremd. Als ich in die Zone fuhr, wurde ich rasch belehrt: Keine Blumen pflücken, nicht ins Gras setzen, kein Brunnenwasser trinken ... Der Tod lauerte überall, aber es war ein irgendwie anderer Tod. Er trug neue Masken. Ein fremdes Gewand. Alte Menschen, die den Krieg erlebt hatten, wurden erneut evakuiert – sie blickten zum Himmel: *„Die Sonne scheint ... Kein Rauch, kein Gas. Keine Schüsse. Das ist doch kein Krieg? Trotzdem sind wir nun Flüchtlinge.“*

Morgens griffen alle gierig nach den Zeitungen und legten sie gleich enttäuscht wieder weg – es waren keine Spione gefasst worden. Kein Wort über Volksfeinde. Eine Welt ohne Spione und Volksfeinde war auch fremd. Etwas Neues begann. Nach Afghanistan machte uns Tschernobyl zu freien Menschen.

Für mich hat sich die Welt geweitet. In der Zone fühlte ich mich nicht als Weißrussin, nicht als Russin und nicht als Ukrainerin, sondern als Vertreterin einer biologischen Art, der womöglich die Vernichtung droht. Zwei Katastrophen trafen zusammen: eine soziale – das sozialistische Atlantis ging unter, und eine weltumspannende – Tschernobyl. Der Untergang des Imperiums beschäftigte alle: Die Sorgen der Menschen galten dem Heute und ihrem Alltag, wie überleben, wovon etwas kaufen? Woran glauben? Unter welche Fahne sich nun scharen? Oder sollten sie lernen, ohne große Idee zu leben? Letzteres war fremd, denn so haben wir nie gelebt. Der „rote“ Mensch stand vor Hunderten Fragen, und er stellte sie sich ganz allein. Noch nie war er so allein gewesen wie in den ersten Tagen der Freiheit. Ich war umgeben von erschütterten Menschen. Ich hörte ihnen zu ...

Ich schließe mein Notizbuch ...

Was geschah mit uns, als das Imperium unterging? Früher war die Welt klar gegliedert: Täter und Opfer – das war der Gulag, Brüder und Schwestern – das war im Krieg, Elektorat – das war die Zeit der Technologie, die moderne Welt. Früher zerfiel die Welt noch in jene, die saßen, und jene, die einsperrten, heute zerfällt sie in Slawophile und Westler, in National-Verräter und Patrioten. Und in die, die sich etwas kaufen können, und die, die sich nichts kaufen können. Letzteres, würde ich sagen, ist die grausamste Prüfung nach dem Sozialismus, denn noch vor kurzem waren alle gleich. Der „rote“ Mensch hat es nicht geschafft in das Reich der Freiheit, von dem er in der Küche geträumt hatte. Russland wurde ohne ihn aufgeteilt, er stand vor dem Nichts. Gedemütigt und ausgeplündert. Aggressiv und gefährlich.

Was ich auf meinen Reisen durch Russland hörte ...

„Modernisierung geht bei uns nur mit Knast und Erschießungen.“

„Der Russe will anscheinend gar nicht reich sein, er hat sogar Angst davor. Was will er dann? Er will immer nur eins: Dass ein anderer nicht reich wird. Reicher als er selbst.“

„Einen ehrlichen Menschen findest du bei uns nicht, aber Heilige schon.“

„Auf eine Generation, die nicht geprügelt wurde, können wir lange warten; der Russe versteht die Freiheit nicht, er braucht Kosaken und die Peitsche.“

„Die beiden wichtigsten russischen Wörter sind Krieg und Gefängnis. Was geklaut, gefeiert, eingefahren ... rausgekommen und wieder eingefahren ...“

„Das russische Leben muss schlimm sein und erbärmlich, dann erhebt sich die Seele und begreift, dass sie nicht dieser Welt gehört ... Je schmutziger und blutiger, desto mehr Raum für die Seele ...“

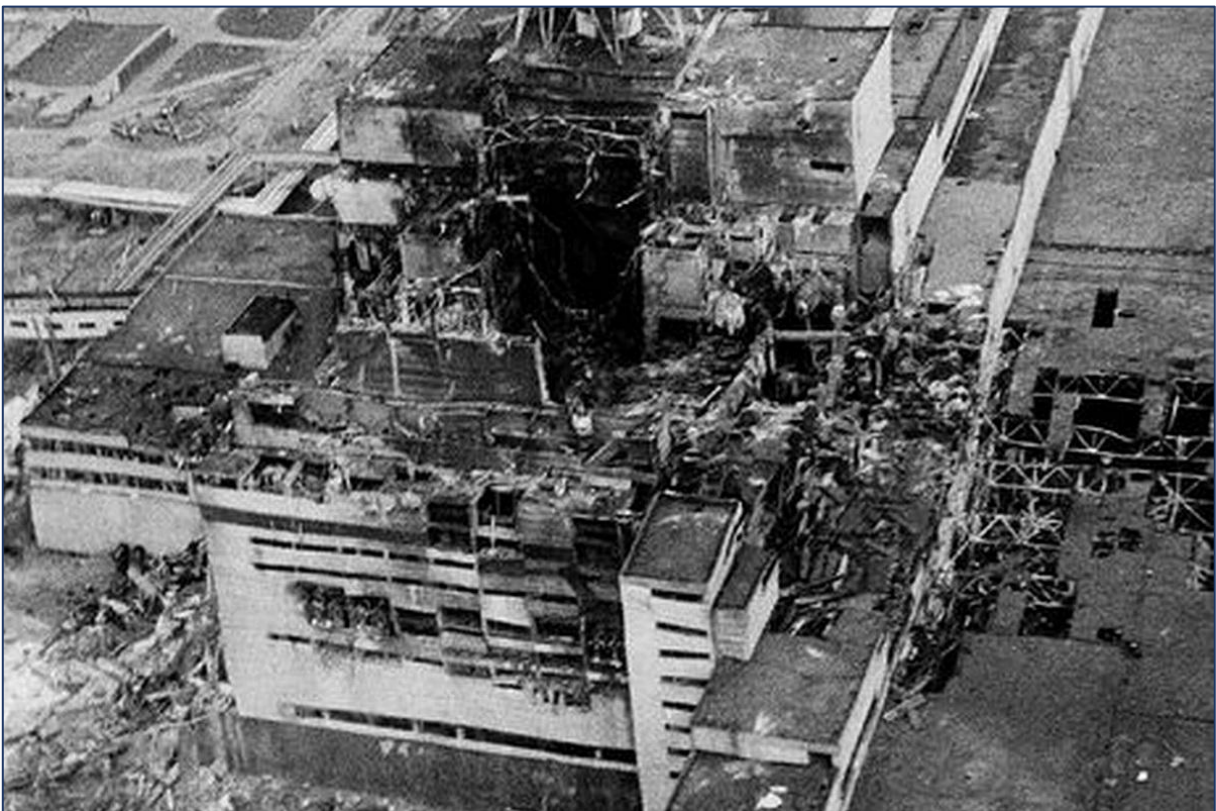
„Für eine neue Revolution fehlt die Kraft und eine gewisse Verrücktheit. Der Mumm. Der Russe braucht eine Idee, die ihm eine Gänsehaut macht ...“

„So schwankt unser Leben hin und her, zwischen Chaos und Knast. Der Kommunismus ist nicht tot, der Leichnam ist lebendig.“

Ich bin so kühn zu sagen, dass wir die Chance verpasst haben, die wir in den 90er Jahren hatten. Die Frage, was für ein Land wir wollen, ein starkes oder ein menschenwürdiges, in dem jeder gut leben kann, wurde zugunsten der ersten Antwort entschieden: Ein starkes Land. Es herrscht wieder eine Zeit der Stärke. Russen kämpfen gegen Ukrainer. Gegen Brüder. Mein Vater ist Weißrusse, meine Mutter Ukrainerin. Und so ist es bei vielen. Russische Flugzeuge bombardieren Syrien ...

Auf die Zeit der Hoffnung folgte eine Zeit der Angst. Die Zeit dreht sich zurück ... Eine Secondhand-Zeit ... Heute bin ich nicht mehr sicher, ob ich die Geschichte des „roten“ Menschen zu Ende geschrieben habe ... Ich habe drei Zuhause: Meine weißrussische Heimat, das Land meines Vaters, wo ich mein ganzes Leben verbracht habe, die Ukraine, die Heimat meiner Mutter, wo ich geboren bin, und die große russische Kultur, ohne die ich mir mich nicht vorstellen kann. Sie sind mir alle lieb und teuer. Aber in unserer Zeit ist es schwer, von Liebe zu sprechen.

Übersetzung: Ganna-Maria Braungardt



Jan C. Behrends, Chronistin des Leidens. Der Nobelpreis für Swetlana Alexijewitsch in zeithistorischer Perspektive

zeitgeschichte|online, 1. Oktober 2015

<https://www.zeitgeschichte-online.de/kommentar/chronistin-des-leidens>

«Я всегда хочу понять, сколько человека в человеке. И как этого человека в человеке защитить»*

Wir leben wieder in Zeiten, in denen der Nobelpreis für Literatur ein Politikum ist. Als im Jahr 1958 – mitten im Kalten Krieg – Boris Pasternak für seinen offiziell verfemten Roman „Doktor Schiwago“ die Auszeichnung erhielt, setzte die Schwedische Akademie ein Zeichen für die Freiheit des Wortes und gegen sowjetische Mythen. In der Gegenwart vertritt der Moskauer Machthaber die Vorstellung, der Zerfall der Sowjetunion sei „*die größte geopolitische Katastrophe des 20. Jahrhunderts*“. [1] Die gestern geehrte Swetlana Alexijewitsch hingegen dekonstruiert bereits seit drei Jahrzehnten eben jenen Mythos der großen Sowjetunion, der schon im 20. Jahrhundert und nun wieder von den Lebens- und Machtverhältnissen im russischen Imperium ablenken soll. Indem Alexijewitsch diejenigen zu Wort kommen lässt, die unter dem Joch der Parteiherrschaft lebten und litten, präsentiert sie eine Vielzahl individueller Gegenerzählungen. Ihre Zeugen berichteten von Terror, Krieg und Willkür, aber auch von der alltäglichen Schikane, Demütigung und Korruption, die das offizielle Russland gern verdrängt, die aber den Alltag bestimmen. Die Leiden der einfachen Bürgerinnen und Bürger hat Swetlana Alexijewitsch minutiös dokumentiert und zu zeithistorischen Collagen verarbeitet, die beeindrucken und bedrücken. Nach der Lektüre ihrer Bücher blickt man anders in die müden Gesichter alter Menschen in postsowjetischen Ländern. Dank Alexijewitsch' Werk bekommen wir eine Vorstellung davon, welche Zumutungen und was für ein Unglück sowjetische Herrschaft bedeutete.

Swetlana Alexijewitsch' Bücher erzählen von einem Ausnahmezustand, der für sowjetische Bürger Normalität war. Noch während ihrer Arbeit als Journalistin dokumentierte sie die Erlebnisse sowjetischer Frauen im offiziell verkündeten „Großen Vaterländischen Krieg“ und erforschte das Schicksal ihrer eigenen Familie während des Krieges und im Stalinismus. Anschließend wandte sie sich der Geschichte ihrer Gegenwart zu, indem sie in den achtziger Jahren begann, die Greuel des Afghanistankrieges und seine Folgen für die sowjetische Gesellschaft zu thematisieren. In „Zinkjungen“ zeigte sie, wie die Logik des Gewaltraums den Alltag am Hindukusch prägte und welche Folgen dieser wilde Krieg für die letzte sowjetische Generation hatte. Die Beschreibungen der Massaker und Gewaltexzesse erschütterten das Bild, das die sowjetische Öffentlichkeit von ihrer Armee hatte. Auch der zweiten Katastrophe des späten Sozialismus – der Atomunfall in Tschernobyl – widmete Alexijewitsch ein Buch. Schließlich erschien 2013 mit „Secondhand-Zeit“ ihre monumentale Collage (post-)sowjetischer Schicksale, die in epischer Breite vom Leben im zusammenbrechenden Imperium berichtet. Westlichen Lesern ermöglicht das Buch einen Einblick in Lebenswelten, die selbst Osteuropareisenden häufig verschlossen bleiben. Der homo sovieticus tritt uns bei ihr so entblößt entgegen, dass wir erschrecken.

Die Autorin selbst ist ein Kind des sowjetischen Imperiums. Geboren in der Ukraine, geprägt durch Belarus und auf Russisch schreibend, verkörpert sie geradezu idealtypisch den homo sovieticus, dem sie nun schon seit Jahrzehnten auf der Spur ist. Ihr Leben und Werk folgt dieser biographischen Prägung. Sie hat sich zu keiner Zeit von nationalen Kategorien vereinnahmen lassen. Ihr Blick und ihr Interesse gelten vielmehr der gesamten sowjetischen Zeit sowie der anschließenden Transformation. Sie steht dabei ganz in der aufklärerischen Tradition der russischen und kritischen sowjetischen Literatur. Wie Pasternak, Brodsky und Solschenizyn vor ihr steht die Auseinandersetzung mit dem autoritären Staat im Zentrum ihres Werkes. Auch unmittelbar nachdem sie die Nachricht von ihrer Auszeichnung erreicht hatte, nahm sie kein Blatt vor den Mund. Sie liebe „die Welt der großen russischen Kultur“, sagte sie, aber nicht diejenige von „Stalin, Beria und Putin. Das ist nicht meine Welt.“ Dennoch reproduziert sie nicht nur die Dichotomie zwischen Volk und Macht, die seit jeher Russland prägt. In „Secondhand-Zeit“ widmet sie sich auch den Brüchen im Leben der Funktionäre, die das System trugen, andere malträtierten und doch auch unter ihm litten.

Swetlana Alexijewitsch ist Journalistin, Schriftstellerin und Historikerin. Sie folgt als Nobelpreisträgerin Theodor Mommsen und Winston Churchill, die ebenfalls für die Darstellung historischer Stoffe ausgezeichnet wurden. Während Mommsen die römische Republik aus der Perspektive des 19. Jahrhunderts neu vermaß, schreiben Churchill und Alexijewitsch die Geschichte ihrer Gegenwart. Doch wo der britische Kriegspremier als Meister konventionellen Erzählens gefeiert wurde, setzt Alexijewitsch auf die Erinnerungen ihrer Mitbürgerinnen und Mitbürger. Ihre Quellen sind Gespräche, die sie führt und dann komponiert und verdichtet. Somit handelt es sich nicht nur um den seltenen Fall der Auszeichnung einer historischen Arbeit mit dem Nobelpreis für Literatur. Tatsächlich ist es ein Nobelpreis für Oral History, den die Akademie vergeben hat. Swetlana Alexijewitsch hat ein Genre geschaffen, das den Leser berührt und irritiert und doch ohne die Plattitüden einer *Littérature engagée* auskommt.

Seit dem Ende des Kalten Krieges hat sich in Deutschland das Interesse an osteuropäischer Geschichte kontinuierlich verringert. Das gilt für die Wissenschaft, aber auch für die breite Öffentlichkeit. Die Revolution auf dem Maidan und die russische Aggression gegen die Ukraine haben das Interesse an der Region wiederbelebt. Mit der Wahl von Swetlana Alexijewitsch rückt Osteuropa erneut in den Fokus der internationalen Öffentlichkeit. Ihr Werk kann dazu beitragen, den post-sowjetischen Raum besser zu verstehen und seinen Gesellschaften illusionslos, aber doch mit Anteilnahme zu begegnen. Hier unterscheidet sich das Leben noch immer vom „Westen“ oder von „Europa“. Swetlana Alexijewitsch hat einige unbequeme Wahrheiten über diese Welt aufgeschrieben: Nicht nur die Machthaber, sondern ganze Gesellschaften sind von sieben Jahrzehnten Kommunismus und zwei Dekaden krimineller Marktwirtschaft geprägt. Deshalb sei, so sagt sie, Osteuropa noch immer kein Boden, auf dem eine freie Ordnung entstehen kann. Zu sehr seien diese Gesellschaften von den Katastrophen des letzten Jahrhunderts geprägt. Dennoch unterstützt sie den Aufbruch in der Ukraine und verurteilt die Diktaturen in Minsk und Moskau und weist damit auch der westlichen Öffentlichkeit den Weg.

* „Ich versuche stets zu verstehen, wieviel Mensch(-lichkeit) im Menschen steckt. Und wie man diese Mensch(-lichkeit) im Menschen schützen kann.“ (Swetlana Alexijewitsch)

[1] Putin vor der Föderalen Versammlung der Russischen Föderation am 25.4.2005.